

Heilig

Evangelisch/Römisch-katholische
Gesprächskommission ERGK



Heilig

Heilig

Evangelisch/Römisch-katholische
Gesprächskommission ERGK

7

Warum über Heilige
nachdenken?

75

Ein Blick in
die Heilige Schrift

13

Zur Heiligkeit berufen –
sechs Lebensbilder

79

Umgang mit Heiligen
in der Geschichte

14

Therese von Lisieux
(1873–1897)

83

Nun sag, wie hast du's mit der
Heiligenverehrung?

26

Etty Hillesum
(1914–1943)

89

Urban Icons –
zwölf Fotoporträts

36

Jochen Klepper
(1903–1942)

90

Artist Statement

46

Madeleine Delbrêl
(1904–1964)

60

Dag Hammarskjöld
(1905–1961)

117

Epilog

66

Chiara Lubich
(1920–2008)

122

Mitglieder der
Kommission

124

Impressum

Heilige sind Menschen,
durch die es anderen
leichter wird, an Gott zu
glauben.

Nathan Söderblom — Erzbischof von Uppsala, 1866-1931

Warum über Heilige nachdenken?

hat. Sie verraten uns etwas von der Glut, die ihr Leben aufleuchten liess. Wenn wir anfangen, ihnen zuzuhören, nehmen sie uns einfach mit auf ihren Weg. Und dieser Weg führt zu Christus.

Mit der Heiligenverehrung wurde viel Unfug getrieben. Dieser Missbrauch hat auch dazu beigetragen, dass sich die Christenheit gespalten hat. Wenn wir aber genau hinschauen und aufmerksam hinhören, können die Heiligen zu unserer Versöhnung beitragen. Sie sind Wegweiser.

Der reformierte Pfarrer Walter Nigg schlägt folgende Antwort vor: «Die Heiligen sind in ihrem Wesen eine Manifestation Christi. (...) Die richtig verstandene Heiligenverehrung führt nicht von Christus weg, sondern zu ihm hin.»¹

Wenn uns also Christus interessiert, wenn Christus für uns getaufte Christinnen und Christen wichtig ist, dann sind auch die Heiligen wichtig, gute Begleiter auf dem Weg zu ihm. Geben wir noch einmal Walter Nigg das Wort: «Die Heiligen haben den christlichen Weg gefunden.»²

Diese Schrift, die von der Evangelisch/Römisch-katholischen Gesprächskommission ERGK der Schweizer Bischofskonferenz und des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes³ erarbeitet worden ist, möchte auf diese Brückenfunktion der Hei-

1 Walter Nigg, *Heilige und Dichter*, Olten 1982, S. 23.

2 A. a. O., S. 25.

3 Seit dem 1.1.2020 Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz

ligen aufmerksam machen. Wenn sie etwas dazu beitragen kann, dass die Heiligen wieder unsere Freunde und treuen Begleiter werden, trotz allen Hindernissen, welche in der Vergangenheit und Gegenwart aufgebaut und noch nicht aus dem Weg geräumt wurden, hat die Schrift ihre Aufgabe erfüllt.

Im evangelisch/römisch-katholischen Dialog wurden in der letzten Zeit Themen gemieden, die in der Abgrenzung der Konfessionen voneinander eine wichtige Rolle gespielt hatten. Die Erfahrung im ökumenischen Dialog hat in den letzten Jahren jedoch gezeigt, dass die Bearbeitung von Differenzen die Erarbeitung einer tragfähigen gemeinsamen Position erst ermöglicht. Ein solches Thema ist die Heiligenverehrung. Im Zuge der Entdeckung der Bedeutung der Spiritualität für die Ökumene soll dieses Thema auch für das ökumenische Miteinander von Reformierten und Katholiken in der Schweiz fruchtbar gemacht werden mit dem Ziel der gegenseitigen Bereicherung aus den jeweiligen Traditionen. Die Bearbeitung des Themas verspricht einen Erkenntnisgewinn sowohl für evangelisch-reformierte wie für römisch-katholische Christinnen und Christen. In unserer Gesellschaft, die ethische Orientierungen sucht und an Vorbildern interessiert ist, besitzt das Thema Aktualität. Voraussetzung für die Erarbeitung einer ökumenischen Position zum Thema «Heilige» ist dabei auch die Klärung strittiger Fragen, besonders im Bereich des Verständnisses vom Heil und vom Menschen.

Wie sind wir vorgegangen? Den Zugang zum Thema fanden wir über einzelne Lebensbilder von Heiligen oder ausserge-

wöhnlichen Menschen. Bei der Auswahl liessen wir uns von der individuellen Wahl der Mitglieder unserer Kommission leiten. Jede und jeder steuerte einen Text bei, der dann intensiv diskutiert und so bearbeitet wurde, dass alle diesen sich zu eigen machen konnten. Dabei stiessen wir auf Fragen, auf die wir in der Beschäftigung mit der Bibel und der Geschichte Antworten suchten.

Einige Überlegungen zu «Heiligkeit» zum Einstieg

«Heilig» scheint die Welt zu interessieren: Haben Sie schon mal nachgeschaut im Internet? Nach dem Eintippen des Wortes «heilig» liefert die Suchmaschine in einigen Sekunden über drei Millionen Einträge. Da lohnt es sich doch, dem Begriff auf die Spur zu kommen.

Die Enzyklopädie Wikipedia liefert uns zu diesem Begriff folgende Erklärung: «Heilig bezeichnet etwas Besonderes, Verehrungswürdiges und stammt wortgeschichtlich von Heil ab, was sich abgeschwächt noch in heil (<ganz>) wiederfindet...».

Heil, ganz, heilig ... also etwas Rundes, Ganzes, etwas Volles, Erfülltes ...

«Gott erschuf den Menschen als sein Bild, als Bild Gottes schuf er ihn ...» (Gen 1,27)

Gott hat sich ein Porträt geschaffen: den Menschen. Der Mensch trägt somit das Antlitz Gottes in seinem Gesicht.

Der Mensch gehört zur geschaffenen Welt und gleichzeitig zur göttlichen Welt.

Gott allein ist heilig. Die Heiligkeit des Menschen ist die unwiderstehliche Mitteilung Gottes, die den Menschen an seinem Wesen teilhaben lässt: nach *seiner Bild* ...

Die Heiligkeit des Menschen ist somit nicht natürlich und nicht menschlich, sondern göttliches Geschenk, göttliches Wirken.

Diese Selbstmitteilung Gottes, des Schöpfers, in seinem Geschöpf, dem Menschen, ist *bonum diffusivum sui*⁴, ist *hésèd*⁵, grenzenlose, masslose, überströmende Liebe, die sich in Gnade, Treue, Zuneigung, Barmherzigkeit offenbart.

Antwort auf Liebe setzt Freiheit voraus. Gott bietet seine Freundschaft an, er bittet um die liebende Antwort des Menschen. Wenn der Mensch sich von ihm abwendet, sich vor ihm verbirgt, sucht Gott nach ihm: «Mensch, wo bist du?» (Gen 3,9).

Gott geht mit dem Menschen durch das Auf und Ab seiner Geschichte, er lässt ihn nie allein in seinen Verirrungen und Nöten, er weicht der Auflehnung und dem Widerstand des Menschen nicht aus. Er geht bis in die letzte Konsequenz mit dem Menschen, bis in die Selbstentäusse-

rung in der Menschwerdung seines Sohnes.

Das vollkommene Porträt des unsichtbaren Gottes ist Jesus von Nazareth, Christus, Sohn Gottes, Mensch gewordener Gott. «Gott ist Mensch geworden, damit der Mensch Gott werde», schreiben Irenäus von Lyon und später Augustinus von Hippo und andere Väter. In Christus wird die ursprüngliche Grösse, Schönheit, Würde des Menschen wiederhergestellt, so wie Gott sich das bei der Erschaffung des Menschen vorgestellt hat. In dieser erlösten Ebenbildlichkeit besteht das Angebot und die Berufung zur Heiligkeit: ganz Mensch sein, ganz Gott zugewandter Mensch sein, ganz von Gott erfasster Mensch sein. Nicht Held oder Wundertäter; nichts Aussergewöhnliches, nur für wenige Bestimmtes; nicht vakuumverpackt, steril, abgehoben. Nur Mensch sein, von Gott geschaffen, von Christus erlöst, vom Geist durchdrungen bis in die letzte Alltäglichkeit; bis in die letzte Gewöhnlichkeit vom Göttlichen erfasst, dem Göttlichen zugewandt.

4 Deutsch: «Es ist die Natur des Guten, sich selbst zu verströmen». Dieses aus der Antike stammende Axiom wird von Thomas von Aquin konsequent auf Gott angewendet.

5 Das hebräische Wort bezeichnet eine aufrichtige, grosszügige Liebe; die Liebe Gottes, die sich dem eigenen Geschöpf bedingungslos mitteilt.

Zur Heiligkeit berufen — sechs Lebensbilder

Gott hat keine Angst!
Er hat keine Angst!
Er geht immer über unsere
Schemata hinaus und
hat keine Angst vor den
Rändern. Er selbst hat
sich zum «Rand» gemacht.

Papst Franziskus (Jorge Mario Bergoglio, *1936)

Therese von Lisieux

Heilig



Marie-Françoise-Thérèse wird am 2. Januar 1873 als neuntes Kind von Louis und Zélie Martin in Alençon (Normandie) geboren. Mit viereinhalb Jahren verliert sie die Mutter. 1888 folgt sie erst 15-jährig ihren Schwestern Pauline und Marie ins Kloster der unbeschuhnten Karmelitinnen von Lisieux und erhält den Ordensnamen «Thérèse de l'Enfant Jésus et de la Sainte Face». 1896 übergibt sie der Priorin ihr erstes autobiografisches Manuskript. Im Alter von 24 Jahren stirbt sie nach langer qualvoller Krankheit an Tuberkulose. Papst Pius XI. spricht sie 1923 selig und zwei Jahre später heilig. 1927 wird sie zur Patronin der Missionen erklärt. Anlässlich ihres 100. Todestages am 30. September 1997 wurde Therese von Lisieux nach Caterina von Siena und Teresa von Avila zur dritten Kirchenlehrerin der katholischen Kirche erhoben. Ihr liturgischer Gedenktag ist der 1. Oktober.

1873–1897

Nur ein Schulheft ...

Die «Lehre» dieser jungen Frau, die mit 24 Jahren in einem kleinen Provinzkarmel starb, ist ein beschriebenes Schulheft, das sie auf Geheiss der Oberin, ihrer Schwester Pauline (Sr. Agnes), schrieb und das von ihren ebenfalls im Karmel lebenden leiblichen Schwestern geglättet und retuschiert wurde. Im Manuskript wurden alle Hinweise auf Sinnlosigkeitsgefühle, Glaubenszweifel, depressive Phasen abgeschwächt; ihre Schwester Céline, die mit einem Fotoapparat ins Kloster eintrat, retuschierte die energischen und depressiven Züge ihrer Schwester und malte das Bild der süßen Klosterfrau mit den Rosen im Arm, das dem gängigen Heiligenideal entsprach.

Doch das Täuschungsmanöver der Schwestern misslang, denn mit untrüglichem Gespür erkannten gerade einfache Menschen hinter dem idealisierten Bild eine Frau mit Ängsten und Sehnsüchten, welche die Abgründe der Gottesfinsternis kannte, die Freude an Gott verloren hatte und ein tapferes «Trotzdem» der Hoffnung durchhielt. Am Ende ihres kurzen Lebens versteht diese junge Frau aus dem katholischen Milieu des ausgehenden 19. Jahrhunderts die Ungläubigen als ihre «Brüder» und will deren Bitterkeit und Ausschau nach dem Licht teilen, das sie nicht mehr sieht und trotzdem mit allen Fasern ihres liebenden Herzens glaubt. Das Echo, das die Autobiografie in aller Welt erlebte, war überwältigend: 25 Jahre nach ihrem Tod waren auf Französisch 2,5 Millionen Exemplare verkauft; bis heute ist sie in über 60 Sprachen und Dialekte übersetzt und in ihrer ursprünglichen Fassung wieder hergestellt; die Verehrung der kleinen Ordensfrau sprengte konfessionelle und

nationale Grenzen (in Kairo stifteten sogar begeisterte Muslime der kleinen Heiligen Allahs eine Kirche!).¹

Was ist das Geheimnis dieser Heiligen und worin liegt ihre Botschaft für uns heute?

Therese Martin ist die jüngste Tochter einer frommen, kleinbürgerlichen Familie. Von den neun Kindern von Louis Martin und Zélie Guerin überleben nur fünf Töchter (Marie, Pauline, Léonie, Céline, Therese). Mit vier Jahren verliert Therese ihre Mutter (†1877) und wählt – verstört und von wehrloser Schüchternheit – ihre Schwester Pauline als neues «Mütterchen». Als Pauline 1882 in den Karmel von Lisieux eintritt, verliert sie ihre zweite Mutter und wird ernsthaft krank. Ihre engste Vertraute wird die älteste Schwester Marie (ihre Taufpatin), der sie ihre Ängste und Skrupel anvertraut. Als auch Marie 1886 in den Karmel eintritt, gerät sie durch den dritten Verlust erneut in eine tiefe Krise, erlebt dann an Weihnachten aber eine entscheidende Wende:

«In jener Nacht, in der er sich schwach und leidend machte aus Liebe zu mir, machte er mich stark und mutig ... Es war am 25. Dezember 1886, da mir die Gnade zuteil wurde, der Kindheit zu entwachsen, kurz, die Gnade meiner vollständigen Bekehrung ... Die kleine Therese hatte ihre Seelenstärke wiedergefunden, die sie im Alter von viereinhalb Jahren verloren hatte ... In kurzer Zeit hatte mich der liebe Gott hinauszuführen gewusst aus dem engen Kreis, in dem ich mich drehte, ohne zu wissen, wie ihm entkommen.»²

Sie liest trotz Verbot die Zeitung «La Croix» und betet für den hingerichteten Mörder Pranzini (1887), sie will Seelen retten und trotz Widerstand der Oberen auch in den Karmel eintreten. Der Vater willigt ein, begleitet sie zum Bischof und unternimmt mit ihr und Céline 1887 eine Romreise. Gegen die Vorschrift spricht Therese bei der Audienz Papst Leo XIII. an und bittet ihn um Eintritt in den Karmel. Sie muss von den Garden weggezogen werden. Als schliesslich die 15-Jährige 1888 ins

¹ Vgl. Christian Feldmann, *Thérèse von Lisieux. Die schwarze Nacht des Glaubens*, Freiburg u.a. 1997, S.11.

² Alle Zitate nach: Christian Feldmann, *Thérèse von Lisieux. Die schwarze Nacht des Glaubens*, Freiburg u.a. 1997.

Kloster eintreten darf, findet sie sich dort gleichsam «en famille» wieder (Pauline, Marie, später werden auch Céline und die Cousine Marie Guérin eintreten). Dem Elternhaus entronnen, ist sie wieder die Jüngste unter den 25 Schwestern und wird zeitlebens im Noviziat bleiben ohne Stimmrecht im Konvent. Drei Monate nach ihrem Klostereintritt erleidet der Vater einen Schlaganfall und läuft verwirrt weg, wofür taktloses Gerede den Klostereintritt der jüngsten Tochter verantwortlich macht. 1894 stirbt er und Céline, die ihn pflegte, tritt ebenfalls in den Karmel ein.

Im Kloster wird Therese Gegenstand der Misshelligkeit zwischen zwei starken Frauen: Mutter Maria von Gonzaga, die 22 Jahre lang Priorin ist, eine machtbewusste, reizbare und unberechenbare Persönlichkeit, impulsiv und energisch, daneben äusserst intelligent und gebildet, wahrscheinlich die einzige, welche die starke Persönlichkeit von Therese und ihren inneren Widerstand erahnt und sie darum mit Härte und bewusster Gleichgültigkeit in einem erfinderischen Kleinkrieg anpackt.

Und Pauline (ihr «Mütterchen»), die als Mutter Agnès von Jesus die langjährige Priorin Maria von Gonzaga ablöst. Sie hatte den Klostereintritt von Therese gewollt und trägt ihr auf, Kindheitserinnerungen aufzuschreiben. Ganz im traditionellen asketischen Denken verhaftet, kann sie Therese bis zuletzt nicht begreifen.

Zwischen diesen beiden Frauen muss Therese bis zuletzt und einsam um ihren eigenen Weg kämpfen. Entschlossen kämpft sie auch um ihre Emanzipation gegen die gutmeinenden Zuwendungen und häufigen Besuche der Familie, die sie nur dem Neid der andern aussetzen. Sie schreibt:

«Keineswegs um mit meinen Schwestern zusammen zu leben bin ich in den Karmel gekommen, sondern ausschliesslich, um dem Ruf Jesu zu folgen. Oh! Ich ahnte wohl, dass dieses Zusammenleben mit den eigenen Schwestern eine Quelle ständiger Leiden sein müsse, wenn man der Natur in nichts nachgeben will.»

Die Prüfung des Glaubens

Therese hatte mit dem Eintritt in den Karmel das Ziel ihrer hochgespannten Wünsche erreicht. Wenn die Karmelklöster als «kleine Wüsten, die für die Welt beten» bezeichnet wurden, erlebt Therese die Wüste aussen und innen. Sie bemerkt:

«Die Trockenheit war mein tägliches Brot» und: «Was die Illusionen betrifft, hat mir der liebe Gott die Gnade gewährt, bei meinem Eintritt in den Karmel keine einzige zu haben. Ich fand das Klosterleben so, wie ich es mir vorgestellt hatte, ... mehr Dornen als Rosen».

Und sie beobachtet:

«Wenn man seine Pflicht tut, sich aber nie verteidigt, nimmt niemand Notiz davon, die Mängel dagegen werden sofort bemerkt.»

Sie erhält den Namen «Theresia vom Kinde Jesu», was in der Tradition des Ordens nicht eine sentimentale Krippenfrömmigkeit meint, sondern die Ohnmacht eines menschengewordenen Gottes. Betlehem und Golgota gehören in dieser Frömmigkeit eng zusammen, die Nacktheit des Kindes und die geschändete Gestalt des Gekreuzigten, was ihr zweiter Name «vom heiligen Antlitz» ausdrückt. Die Andacht zum «Heiligen Antlitz» war im 19. Jh. wie jene zum Heiligen Herzen Jesu verbreitet. Im Kind und im verhüllten Antlitz sah Therese ihren Auftrag.

Als Kind darf sie schwach sein und sucht einen – dem Kind angemessenen – Weg zu Gott. Anknüpfend an das traditionelle Bild von den Stufen zur Heiligkeit erfindet sie die Metapher vom Lift (der damals als neue Errungenschaft der Reichen aufkam!). Doch sie kehrt die Situation um: Der Lift ist für die Armen und Kleinen, die zu schwach sind, Treppen zu steigen! Wie ein Kind will sie einzig Jesus Freude bereiten.

«Jesus, ich bin zu klein, um Grosses zu tun ... und mein eigener Wahnsinn besteht darin, zu hoffen, dass deine Liebe mich als Opfer annehme ...»

Zunächst ist sie fasziniert von den Schriften des Ordensmystikers Johannes vom Kreuz, doch dann lassen sie alle Bücher in grosser Dürre zurück. Erbauliche Schriften lassen sie kalt, während der stillen Betrachtungen schläft sie ein und erlebt eine «gänzliche Trockenheit, beinahe Verlassenheit ...» Doch sie lässt sich nicht beunruhigen: In der Heiligen Schrift findet sie alles, was sie in ihrem Unvermögen braucht. Sie erkennt, dass Jesus «unserer Werke nicht bedarf» und dass nur die Liebe zählt:

«Ich begriff, dass ohne die Liebe alle Werke ein Nichts sind ... Ich erkenne und ich weiss aus Erfahrung, <das Reich Gottes ist innen in uns>. Jesus bedarf keiner Bücher noch Lehrer, um die Seelen zu unterweisen; Er, der einzige Lehrer der Lehrer unterrichtet ohne Wortgeräusch.»

Ihm überlässt sie sich.

Auf der Suche nach ihrem Platz in der Kirche entdeckt sie im ersten Korintherbrief (1Kor 12–13) die Vision einer charismatischen Kirche und die alle Charismen umfassende Liebe. Jubelnd schreibt sie:

«Die Liebe gab mir den Schlüssel zu meiner Berufung ... Ich begriff, dass die Liebe alle Berufungen in sich schliesst, dass die Liebe alles ist, dass sie alle Zeiten und Orte umspannt ... Ja, ich habe meinen Platz in der Kirche gefunden ... im Herzen der Kirche, meiner Mutter, werde ich die Liebe sein ... so werde ich alles sein.»

Ihr Verlangen nach einer Raum und Zeit übergreifenden Präsenz findet darin eine Antwort. Und diesen Weg der Liebe will sie in der letzten Phase ihres Lebens alle Menschen lehren, mit diesem Weg will sie «die Welt aus den Angeln heben».

Am Vorabend ihrer Profess (8. September 1890) stürzt sie ins Leere: Sie glaubt, ihre Berufung zur Karmelitin sei ein Wahngelbde, ein Sturm tobt in ihr, den sie der Priorin anvertraut. Diese aber lacht sie nur aus.

«Jesus hat mich an die Hand genommen und er liess mich in ein unterirdisches Land eintreten ... in einen Tunnel, in dem ich nichts als einen halbverschleierten Schein sehe, den die gesenkten Augen im Antlitz meines Bräutigams um sich verbreiten!»³

Wie beim Gottesknecht (Jes 53,3) ist Jesu Antlitz verhüllt und auch sie will unerkannt sein:

3 A.a. O., S.80–81.

«Ach! Ich wollte, dass <mein Antlitz> wie das Jesu, wahrhaft verborgen sei, dass mich auf Erden niemand erkenne.»

Nach aussen hat sie ein bezauberndes Lächeln für ihre Mitschwestern, das ihren inneren Zustand verbirgt.

Im September 1896 – nachdem sie am Karfreitag erstmals einen Blutsturz hatte – schrieb sie an ihre Schwester Marie:

«Oh! wenn die Prüfung, die ich seit einem Jahr erdulde, offen zugabe träte, wie würde man sich verwundern! ... Glauben Sie nicht, dass ich in Tröstungen schwimme, o nein, mein Trost besteht darin, auf Erden keinen zu haben ...»

Am 3. Juni 1897 beschreibt sie – wenige Monate vor ihrem Tod – wie alles zusammenstürzt:

«Ich konnte mir nicht vorstellen, dass es Gottlose gäbe, die keinen Glauben haben ... In den so fröhlichen Tagen der Osterzeit liess Jesus mich fühlen, dass es tatsächlich Seelen gibt, die den Glauben nicht haben ... Er liess zu, dass dichteste Finsternisse in meine Seele eindringen und der mir so süsse Gedanke an den Himmel bloss noch ein Anlass zu Kampf und Qual war ... Man muss durch diesen dunklen Tunnel gewandert sein, um zu wissen, wie finster er ist Plötzlich verdichten sich die Nebel um mich her, sie dringen in meine Seele ein und umhüllen sie derart, dass ich in ihr das liebliche Bild meiner Heimat nicht wiederzufinden vermag, alles ist verschwunden! Suche ich Ruhe für mein durch all die Finsternis ringsum ermattetes Herz in der Erinnerung an das lichtvolle Land, nach dem ich mich sehne, so verdoppelt sich meine Qual; die Stimme der Sünder annehmend, scheint die Finsternis mich zu verhöhnen und mir zuzurufen: <Du träumst von Licht, von einer mit lieblichen Wohlgerüchen durchströmten Heimat, du träumst von dem ewigen Besitz des Schöpfers all dieser Wunderwerke, du wähnst eines Tages den Nebeln, die dich umfassen, zu entrinnen! Nur zu, nur zu, freu dich über den Tod, der dir geben wird, nicht, was du erhoffst, sondern eine noch tiefere Nacht, die Nacht des Nichts.»

«Ich glaube, seit einem Jahr habe ich mehr Glaubensakte

erweckt als in meinem ganzen Leben ... Es ist kein Schleier mehr für mich, es ist eine bis zum Himmel ragende Mauer, die das gestirnte Firmament verdeckt ...»

Das einst so behütete und von den Tagesaktualitäten ferngehaltene Kind und die hinter Mauern abgeschirmte junge Frau erleidet die Not ihres Jahrhunderts, ohne dass irgend jemand dies ahnt: Jansenismus, Antiklerikalismus und Atheismus, die wachsende Arbeitslosigkeit, Kriminalität und Alkoholismus als Geissel von Lisieux, die Laisierung von Klöstern und Schulen in Frankreich, der grassierende Antisemitismus und die beginnende Frauenbewegung. Dazu kommt die tödliche Krankheit Thereses, die viel zu spät diagnostiziert wird und über der Verdrängung und heftige Abscheu liegt: Lungentuberkulose, die «soziale Krankheit» der Randständigen und Ausgegrenzten im 19. Jahrhundert. Zum verschwiegenen körperlichen Elend kommt der innere Zusammenbruch der Glaubensanfechtung, in der Therese völlig allein ist. Anders als die Frommen ihrer Zeit, die in stolzer Selbstgewissheit für die Sünder «sühnen», solidarisiert sich Therese mit ihnen: sie sind ihre Brüder, zu denen sie gehört.

«Dein Kind aber, o Herr, hat dein göttliches Licht erkannt, es bittet dich um Verzeihung für seine Brüder, es ist bereit, das Brot der Schmerzen zu essen, solange du es willst, und es will sich von diesem mit Bitternis beladenen Tisch, an dem die Sünder essen, nicht erheben vor dem durch dich bezeichneten Tag ... O Herr, entlasse uns gerechtfertigt!»

Als Weggefährtin der Ungläubigen harret sie in den letzten Monaten ihres Lebens in der Finsternis aus und unterläuft die Bedrohung:

«Es ist besser, sich dem Kampf nicht auszusetzen, wenn die Niederlage sicher ist ... Mein letztes Mittel, eine Niederlage in meinen Kämpfen zu vermeiden, ist die Fahnenflucht.»

In einem aussichtslosen Kampf bleibt die Desertion die letzte Weisheit.

«Meine Torheit besteht darin, zu hoffen», schreibt sie in den letzten Wochen, erschöpft, ständig von gutgemeinten Plaudereien der Mitschwestern unterbrochen, und von der Krankenpflegerin Céline vernachlässigt. Ihre letzte Briefpartnerin ist Léonie, das «schwarze Schaf»

der Familie ausserhalb des Klosters, die für ihre sterbende kleine Schwester nach Lourdes pilgert.

Diese junge Frau, die die Welt aus den Angeln heben will und den Weg der Liebe für die Kirche und in der Kirche als ihre Berufung entdeckt hat, stirbt am 30. September 1897 nach qualvoll langer Agonie, ohne linderndes Morphin (das Priorin Gonzaga verbietet), unter grausamen Schmerzen. Mitten in der Todesangst («ich kann nicht atmen ... ich kann nicht sterben») flüstert sie immer wieder: «Ich bereue es nicht, mich der Liebe ausgeliefert zu haben!». Ihr kurzes, schmerz erfülltes Leben ist geschenkt und hingegeben und sie nimmt nichts zurück: «Ich sage ihm nichts – ich liebe ihn!»⁴

Bewährung im Alltag

Vor der Sterbenden unterhalten sich zwei Schwestern darüber, was wohl die Priorin im Totenbrief schreiben könne ausser dass sie eintrat, lebte und starb; «man sieht sie gar nicht die Tugend üben» ist das entlarvende Verdikt über dieses ganz und gar unheroische kurze Leben. Ihr «kleiner Weg», den sie in den Aufzeichnungen für die Priorinnen Agnes und Maria von Gonzaga festhält, ist so schlicht, dass Pauline (Sr. Agnes) sie als nette Kindheitserinnerungen der Familie Martin missversteht, die für Aussenstehende belanglos seien und beklagt, dass Therese nicht mehr über ihre religiöse Entwicklung geschrieben habe. Den letzten Teil der Autobiografie schreibt sie im Juni 1897 im Rollstuhl auf Befehl der Priorin Gonzaga und ständig gestört durch die Mitschwester. Was als Loblied auf eine fromme Familie gedacht war, wird zu einem Zeugnis gegen die deprimierenden negativen Gottesbilder ihrer Zeit. Therese ist eine Meisterin im Verbergen: Ihre innere Not hat sie unter einem Lächeln versteckt, ihre Einsichten in Bildern und Gleichnissen verborgen.

«Ich kann und will nicht alles erzählen ... Es gibt Dinge, die ihren Duft verlieren, sobald sie der Luft ausgesetzt werden.»

Diese junge Frau hat intuitiv die Not ihres Zeitalters empfunden und die Herausforderung des Atheismus mit der ganzen Kraft ihres liebenden Herzens angenommen. Gegen eine fragwürdige Leistungsfrömmigkeit entdeckt sie die Freiheit der Heiligen Schrift, den lebendigen

⁴ A.a. O., S.12.

Organismus der Kirche Christi, die Berufung aller Getauften zur Heiligkeit. In einer von jansenistischer Strenge geprägten Umgebung entdeckt Therese wieder einen liebenden, zärtlichen, mütterlich-barmherzigen Gott, wie ihn die Propheten und Jesus von Nazaret verkündeten. Auf Jesus ist all ihr Denken und Handeln ausgerichtet: Er ist der Weg zu Gott. Es sind seine Werke, nicht ihre Taten, mit denen sie sich bekleiden will.

Im Kind und im verborgenen Antlitz Jesu findet sie Inkarnation und Passion, die Kenosis von Phil 2,6–11. Kindsein als Verzicht auf Selbstbehauptung bedeutet für sie Akzeptanz des letzten Platzes und Vertrauen, es ist der «Lift» für die Geringen und Schwachen, welche die beschwerliche Tugendtreppe der Vollkommenheit nicht gehen können. Auch ihre geistlichen Erfahrungen entbehren jeglicher Auffälligkeit: Meist erlebt sie Trockenheit (immer wieder schreibt sie «Jesus schläft»). Die Bewährung ist der Alltag, ist das bewusste Aushalten der Kleinkariertheiten im geschlossenen Milieu, sind die kleinen Aufmerksamkeiten und Liebesdienste, ist die demütigende «Fahnenflucht» vor den sicheren Niederlagen, ist die Annahme der eigenen Grenzen (anrührend ist der Seufzer auf dem Sterbebett: «Ich habe doch erst so wenig gelebt!»).

Und sie versteht, «dass die Liebe nicht in der Tiefe des Herzens verschlossen werden darf». Wo ihre Umgebung den Himmel als Ort der Ruhe und der individuellen Gottesschau, als Belohnung für ein tugendhaftes Leben versteht, schreibt sie: «Ich werde meinen Himmel auf Erden verbringen» – ohne Klausur und Gitter – will sie in missionarischem Einsatz helfender Liebe für alle bis ans Ende der Zeit eintreten. Wie einst Paulus für seine jüdischen Brüder lieber verdammt sein wollte, um sie zu retten (Röm 9,2), betont auch sie:

«Wenn ich im Himmel nicht mehr zu seiner Ehre arbeiten könnte, wäre mir die Verbannung lieber als die Heimat».

Schon auf der Romreise hatte die 15-Jährige sensibel wahrgenommen, was sie in ihrem kurzen Leben erfuhr:

«Ich kann noch immer nicht verstehen, warum die Frauen in Italien so leicht exkommuniziert werden ... Oh! die armen Frauen, wie sind sie doch verachtet! ... Und doch lieben sie den lieben Gott in viel grösserer Zahl als die Männer, und während der Passion unseres Herrn zeigten die Frauen mehr Mut als die Apostel, da sie den Beleidigungen der Soldaten

trotzten und es wagten, das anbetungswürdige Antlitz Jesu abzuwischen ... Das ist zweifellos der Grund, warum Er es zulässt, dass ihr Teil auf Erden das Verachtetwerden ist, das er ja auch für sich selbst gewählt hat ... Im Himmel wird er deutlich zeigen, dass seine Gedanken nicht die der Menschen sind, denn dann werden die Letzten die Ersten sein ...»⁵

In Therese von Lisieux zeigt sich nach Ida F. Görres «ein Schimmer von dem, was die Geringen im Hause des Vaters erwartet», die tapfer das Schweigen Gottes aushalten und das Elend der Leidenden liebend und hoffend mittragen.⁶

5 A. a. O., S. 144f.

6 Ida Friederike Görres, *Das Senfkorn von Lisieux. Das verborgene Antlitz*, Freiburg i. Br. 1957.

Zum Weiterlesen

- P. François de Sainte-Marie (Hg.), *Therese von Lisieux. Wie sie wirklich war, Einsiedeln 1961.*
- Theophan Beierle, *Das eucharistische Leben der heiligen Therese von Lisieux*, Leutesdorf 1982.
- Christian Feldmann, *Thérèse von Lisieux. Die schwarze Nacht des Glaubens*, Freiburg u. a. 1997.
- Ida Friederike Görres, *Das Senfkorn von Lisieux. Das verborgene Antlitz*, Freiburg i. Br. 1958 (8. erweiterte Ausgabe von «Das verborgene Antlitz»).
- Michael Plattig, *Therese von Lisieux. Zur Aktualität einer Heiligen (= Beiträge zur Theologie der Spiritualität)*, Würzburg 1997.
- Jean-François Six, *Theresia von Lisieux. Ihr Leben wie es wirklich war*, Freiburg u. a. 1978 (franz. Original: *Vie de Thérèse de Lisieux*, Paris 1975).
- Jean-François Six, *Licht in der Nacht. Die (18) letzten Monate im Leben der Therese von Lisieux*, Würzburg 1997.
- Rudolf Stertenbrink, *Allein die Liebe. Worte der Heiligen Theresia von Lisieux*, Freiburg i. Br. 1980.
- Thérèse de l'Enfant Jésus et de la Sainte-Face, *Œuvres complètes*, Paris 1992.
- *Therese vom Kinde Jesu, Selbstbiographische Schriften, Authentischer Text*, Nach der von P. François de Sainte-Marie OCD besorgten und kommentierten Ausgabe (deutsch: O. Iserland / C. Capol), Einsiedeln 1958.
- *Therese von Lisieux, Geschichte einer Seele. Der Klassiker. Mit historischen Abbildungen, neu übersetzt, eingeleitet und kommentiert von Andreas Wollbold (Hg.)*, Freiburg u. a. 2016.

Etty Hillesum

Heilig



Esther Hillesum wurde am 15. Januar 1914 in Middelburg, Holland, in einer jüdischen Familie geboren. Ihr Vater war Gymnasiallehrer für alte Sprachen, ihre Mutter stammte aus Russland. Ab 1932 studierte sie in Amsterdam Jura und später auch Slavistik. Im Oktober 1940, wenige Monate nach der Besetzung Hollands durch die deutsche Armee, begann die Entrechtung und Verfolgung der niederländischen Juden. Etty verrichtete freiwillig den Dienst der «sozialen Versorgung der Aussiedler» im Durchgangslager Westerbork, wo die Juden hingebracht wurden, um auf den Transport nach Auschwitz zu warten. Aus Solidarität mit dem Schicksal ihres Volkes lehnte sie ein Untertauchen kategorisch ab. Sie wurde am 30. November 1943 in Auschwitz-Birkenau ermordet. Ihre postum veröffentlichten Tagebuchauszüge aus den Jahren 1941–1943 machten sie international bekannt.

1914–1943

Einleitung

«... und während des Tragens wächst die Kraft zum Tragen»¹
 In Etty Hillesums Leben scheint auf, was es bedeuten könnte, Mensch zu sein und zu bleiben, selbst noch in den widrigsten Umständen. Diese Aufgabe, die nach ihrer Überzeugung jedem Menschen zugemutet ist, benennt Etty Hillesum auf radikale Weise. Es wäre jedoch nicht in ihrem Sinn, ihren Lebensweg oder sie selbst zu verklären. In ihren Augen wäre dies wohl ein Versuch, sich aus der eigenen Verantwortung – das Leben aus aller Kraft zu leben, zu entfalten und anderen weiterzugeben² – zu stehlen. Denn «heilig» waren für Etty Hillesum einzig die tiefe Verbundenheit mit dem Leben und dem lebendigen Gott, niemals eine Person oder Sache.

Grundton

Wer sich den Tagebüchern von Etty Hillesum aussetzt, kann ihre Stimme nicht vergessen. Vor rund sechs Jahren las ich zum ersten

1 Etty Hillesum, *Das denkende Herz*, S.195: «Realität ist etwas, das man auf sich nehmen muss, alle Leiden und Schwierigkeiten, die damit einhergehen, muss man auf sich nehmen und tragen, und während des Tragens wächst die Kraft zum Tragen.» Alle Zitate im Folgenden nach: Jan Geurt Gaarlandt (Hg.), *Das denkende Herz. Die Tagebücher von Etty Hillesum 1941–1943*, Hamburg ²⁰2007. Offensichtliche Schreibfehler wurden korrigiert. Neuausgabe vgl.: Etty Hillesum, *Das denkende Herz. Die Tagebücher 1941–1943*, (Aus dem Niederländischen von Maria Csollány. Mit einer Einführung von Christian Feldmann), Freiburg u.a. 2014.

2 Hillesum, *Herz*, S.71.

Mal in ihren Tagebüchern.³ Der Klang ihrer Worte hat mich seither begleitet. Etwas in ihren Texten zieht in Bann: Es ist das leise und doch so bestimmte «Trotzdem»⁴, das sie in ihrer Zeit einer von Gewalttat zerrissenen Welt und Gesellschaft entgegengesetzt und -geschrieben hat. Etty Hillesum wollte ihre Gedanken und Einsichten weitergeben an Spätere⁵. Sie war überzeugt davon, dass es ihre Aufgabe sei, eine Grunderfahrung des Menschseins in Worte zu fassen: Die Erfahrung zu leben, zu atmen und hier in dieser Welt und in einem – in ihren Augen trotz allem – überreichen und schönen Leben zu sein.⁶ Gleichzeitig schrieb sie:

«Es ist oft kaum zu fassen und geistig zu verarbeiten, Gott, was deine Ebenbilder auf der Erde in diesen entfesselten Zeiten sich gegenseitig antun. (...) und ich versuche immer wieder, den nackten, kleinen Menschen aufzuspüren, der aber in den monströsen Ruinen seiner sinnlosen Taten oft nicht mehr zu finden ist.»⁷

Ich möchte Etty Hillesum, die nicht-praktizierende Jüdin war, in dieser Skizze anlässlich der Diskussion um «Heilige und Heiligkeit» nicht für eine christliche Glaubens- und Lebensperspektive vereinnahmen. Sie stand jedoch in ihrem Nachdenken, Glauben, ihrem Tun und Lassen mitten in den Kriegsjahren in Holland für etwas ein, das die Grenzen von Religion, Konfession und Herkunft bei Weitem überschreitet.

Sie wurde nicht einmal dreissig Jahre alt und schrieb im Blick auf ihren Umgang mit der zunehmend bedrohlichen politischen Situation:

«Meine Ergebung ist keine Resignation oder Willenlosigkeit. Es ist immer noch Raum darin für die elementare moralische Entrüstung über ein Regime, das so mit den Menschen umgeht. Aber die Ereignisse, die uns überrollen, sind zu

³ Ich danke an dieser Stelle Anke Ramöller, die mich auf Etty Hillesums Tagebücher hingewiesen hat.

⁴ Hillesum, Herz, S. 96.124.

⁵ Hillesum, Herz, S. 166.

⁶ Hillesum, Herz, S. 104.

⁷ Hillesum, Herz, S. 103.

gewaltig und dämonisch, als dass man darauf mit Groll und Erbitterung reagieren könnte.»⁸

Ihre radikale Weigerung, Verbitterung und Hass das Wort zu geben, liegt darin begründet, wie sie das Leben und den Menschen gesehen und bis zu ihrer Ermordung in Auschwitz verstanden hat. Und so bekommt man beim Lesen der Tagebücher den Eindruck, dass sie ihr Leben trotz allem, was ihr zeitlebens an Destruktivität und Gleichgültigkeit von Seiten der Menschen widerfahren ist, als reich erfahren hat. Gegen Ende ihrer Notizen schreibt sie:

«Viele Eindrücke liegen wie funkelnde Sterne auf dem Samt meiner Erinnerung.»⁹

Etty Hillesum schrieb dies angesichts der Bedrohtheit ihres Lebens und wir lesen diese Sätze vor dem Hintergrund der Tatsache, dass ihr Leben und das ihrer Familie ausgelöscht worden ist.

Koordinaten

Esther Hillesum – Etty Hillesum, wie sie sich selbst nannte und gerufen wurde – lebte und studierte in Amsterdam. Sie begann im Frühling 1941, zur Zeit der deutschen Besetzung der Niederlande, regelmäßig Tagebuch zu schreiben. Sie war damals 27 Jahre alt und schrieb – abgesehen von krankheitsbedingten Unterbrüchen – bis in die Zeit ihrer zahlreichen Aufenthalte im Durchgangslager Westerbork¹⁰, wo sie den internierten Menschen beizustehen versuchte. Am 7. September 1943 wurden sie und ihre gesamte Familie nach Auschwitz deportiert. Etty Hillesum wurde nach einem Bericht des Roten Kreuzes am 30. November 1943 ermordet. Ihre Tagebücher konnte sie vor ihrer Deportation einer befreundeten Familie übergeben. Erst im Jahr 1981 wurden die auf Holländisch verfassten umfangreichen Eintragungen zum ersten Mal

⁸ Hillesum, Herz, S. 148.

⁹ Hillesum, Herz, S. 205.

¹⁰ Westerbork in den Niederlanden war ein Durchgangslager für Juden, die dort für die Deportation in andere Konzentrationslager (z.B. Auschwitz) versammelt wurden.

in einer Textauswahl publiziert, die deutsche Übersetzung dieser Textauswahl folgte wenige Jahre später.

Die Studentin Etty Hillesum entstammte einer jüdischen, nicht religiösen Familie und war in einem intellektuellen, von christlicher Kultur geprägten Umfeld aufgewachsen. Sie las mit Begeisterung Rilke, Augustin und in der Bibel auch die Evangelisten, Paulus. Russische Literatur las sie im Original: Nach dem erfolgreich abgeschlossenen Jura-Studium hatte sie sich der Slavistik und Psychologie verschrieben und verdiente unter anderem als Russischlehrerin ihr Geld. In den knapp drei Jahren, in denen sie Tagebuch und Briefe schrieb, wurde sie zur eindrücklichen Chronistin ihrer Zeit und dessen, was ihr und den Menschen, denen sie begegnet ist, widerfahren ist.

Grundthema I – Sich selbst und Gott treu bleiben

Etty Hillesum setzte sich dem Leben und der eigenen Überzeugung radikal aus:

«Ich bin mir selber anvertraut und muss mit mir selber ins Reine kommen. Der einzige Massstab, den du hast, bist du selbst. Ich wiederhole es immer wieder. Und die einzige Verantwortung, die du in deinem Leben übernehmen kannst, ist die Verantwortung für dich selbst. Aber das musst du dann auch voll und ganz tun.»¹¹

Die junge Frau hat diese fast erschreckende Klarheit in einer langen inneren Auseinandersetzung gewonnen und sie sich immer wieder abgerungen. Ganz dem Menschen zugewandt kam sie zur Einsicht, dass der Mensch auf sich gestellt ist in seinem Leben. Er kann seinen Lebensweg nur selbst gehen und ändern dabei Hilfe und Zeuge sein. Der Mensch ist sich selbst zugemutet, so ihre Einsicht, die sie als Befreiungserfahrung beschreibt. Und sie hat in dieser Wende nach innen grosse Kraft gefunden, einen Brunnen, der aus der eigenen Tiefe quillt – Gott, wie sie mit grosser Selbstverständlichkeit sagte.¹²

¹¹ Hillesum, Herz, S.64.

¹² Hillesum, Herz, S.81.

«Man kann nach einem langen Weg, vom Warten in einer Schlange hundemüde sein, aber auch das gehört zum Leben, und irgendwo in dir ist etwas, was dich niemals mehr verlassen wird.»¹³

Es ist eine Provokation und bleibende Irritation, zu glauben und auf Gott zu vertrauen, in Kriegsjahren und in der Situation drohender Vernichtung; aber auch darüber hinaus. Etty Hillesums Worte lesen sich entsprechend nicht leicht und sie sind nicht leichtfertig geschrieben. An einem Sonntagmorgen schrieb sie ein längeres Gebet, in dem ihr Ringen greifbar wird:

«Es sind schlimme Zeiten, mein Gott. Heute Nacht geschah es zum ersten Mal, dass ich mit brennenden Augen schlaflos im Dunkeln lag und viele Bilder menschlichen Leidens an mir vorbeizogen. Ich verspreche dir etwas, Gott, nur eine Kleinigkeit: Ich will meine Sorgen um die Zukunft nicht als beschwerende Gewichte an den jeweiligen Tag hängen, aber dazu braucht man eine gewisse Übung. Jeder Tag ist für sich selbst genug. Ich will dir helfen, Gott, dass du mich nicht verlässt, aber ich kann mich von vornherein für nichts verbürgen. Nur dies eine wird mir immer deutlicher: dass du uns nicht helfen kannst, sondern dass wir dir helfen müssen, und dadurch helfen wir uns letzten Endes selbst. Es ist das einzige, auf das es ankommt: ein Stück von dir in uns selbst zu retten, Gott. Und vielleicht können wir mithelfen, dich in den gequälten Herzen der anderen Menschen auferstehen zu lassen. Ja, mein Gott, an den Umständen scheinst du auch nicht viel ändern zu können, sie gehören nun mal zu diesem Leben. Ich fordere keine Rechenschaft von dir, du wirst uns später zur Rechenschaft ziehen. Und mit fast jedem Herzschlag wird mir klarer, dass du uns nicht helfen kannst, sondern dass wir dir helfen müssen und deinen Wohnsitz in unserem Inneren bis zum Letzten verteidigen müssen. Es gibt Leute, es gibt sie tatsächlich, die im letzten Augenblick ihre Staubsauger und ihr silbernes Besteck in

¹³ Hillesum, Herz, S.123 (die Worte «irgendwo in dir ist etwas, was dich niemals mehr verlassen wird» sind in Etty Hillesums Tagebuch unterstrichen).

Sicherheit bringen, statt dich zu bewahren, mein Gott. Und es gibt Menschen, die nur ihren Körper retten wollen, der ja doch nichts anderes mehr ist als eine Behausung für tausend Ängste und Verbitterung. Und sie sagen: <Mich sollen sie nicht in ihre Klauen bekommen>. Und sie vergessen, dass man in niemandes Klauen ist, wenn man in deinen Armen ist. Ich werde allmählich wieder ruhiger, mein Gott, durch dieses Gespräch mit dir. Ich werde in der nächsten Zukunft noch sehr viele Gespräche mit dir führen und dich auf diese Weise hindern, mich zu verlassen. Du wirst wohl auch karge Zeiten in mir erleben, mein Gott, in denen mein Glaube dich nicht so kräftig nährt, aber glaube mir, ich werde weiter für dich wirken und dir treu bleiben und dich nicht aus meinem Inneren verjagen.>¹⁴

Schreiben und beten – meditieren, wie sie es auch nennt – wird für Etty Hillesum immer wichtiger. Zuweilen legt sie sich auf den Fussboden im Bad. Zuweilen faltet sie die Hände, bis es still wird in ihr. Vielleicht ist es das, was mich als heutige Leserin so berührt an ihren Worten: Ihr Kämpfen, ihr Ringen um Sammlung und Ruhe inmitten einer Welt voller Lebensgeschichten, die zerstört und vor ihren Augen in Stücke zerschlagen werden. Hartnäckig versucht sie im Blick zu behalten, worauf es ihrer Einsicht nach ankommt – sich selbst und das Ganze des Lebens, Gott nicht aus den Augen zu verlieren. Dabei ist sie nicht naiv. Im Juli 1942 schreibt sie:

«Ach, wir tragen ja alles mit uns, Gott und den Himmel, Hölle und Erde, Leben und Tod und Jahrhunderte, viele Jahrhunderte. Die Kulissen und die Handlungen der äusseren Umstände wechseln. Aber wir tragen alles in uns, und die Umstände sind nicht entscheidend, niemals, da es immer Umstände gibt, gute oder schlechte, und mit der Tatsache, dass es gute und schlechte Umstände gibt, muss man sich abfinden, was nicht hindert, dass man sein Leben für die Verbesserung der Umstände einsetzt. Aber man muss sich im Klaren darüber sein, aus welchen Motiven man

¹⁴ Hillesum, Herz, S. 149–150.

den Kampf aufnimmt, und man muss bei sich selbst anfangen, jeden Tag von neuem bei sich selbst.>¹⁵

Grundthema II: Dem Leben zugewandt bis zuletzt

Etty Hillesum war auf der Suche nach der eigenen Stimme in einem bedrohlichen und chaotischen Zeitgeschehen. Ihre Worte sind von dem, was um sie herum geschieht, durchdrungen, doch nicht davon bestimmt. So treten uns in ihren Tagebüchern eine grosse innere Freiheit und ein geradezu unstillbarer Lebensdurst entgegen. Inmitten von Gewalttat aus Menschenhand und lähmender Angst beharrte sie darauf, dem Menschen und dem Leben von Grund auf zugewandt zu sein und bis zuletzt aus diesen Quellen zu schöpfen. Sie wusste genau, wie provozierend solch Glauben, Hoffen und Lieben in einer Welt war, in der Menschen einander das Menschsein abzusprechen begannen und absprachen.

«... aber das Schlimmste von allem ist der undifferenzierte Hass. Er ist eine Krankheit der Seele.>¹⁶

Ihre Worte und die Weigerung zu hassen¹⁷, konnten und können bis heute mit einem Satz als Gleichgültigkeit oder Naivität abgetan werden. Sie scheute sich nicht davor.

Etty Hillesums Leben – Zeugnis unerschrockener Liebe

Etty Hillesum hat der verletzlichen Schönheit des Lebens ihre Sprache, ihre Klangfarbe gegeben, und sie tat dies inmitten von Zerstörung und Hass. Sie hat kein denkerisches System entwickelt. Doch was sie hinterlassen hat, ist ein Zeugnis, das aus tiefer Verbundenheit mit dem Lebendigen schöpft. Dies macht sie in meinen Augen zu einem Menschen, zu einer Frau, die dem Leben und dem Menschen durch alles hindurch zugewandt blieb und half, wo sie nur konnte. Und sie gibt mir als Theologin reformierter Prägung eine Ahnung von dem, was das Markus-Evangelium in Kapitel 3,31–35 als gelebten Gottesbezug skizziert:

¹⁵ Hillesum, Herz, S. 124–125.

¹⁶ Hillesum, Herz, S. 20.

¹⁷ Vgl. Hillesum, Herz, S. 94.

«Da kommen seine Mutter und seine Geschwister, und sie blieben draussen stehen, schickten zu ihm und liessen ihn rufen. Und das Volk sass um ihn herum, und sie sagen zu ihm: Schau, deine Mutter und deine Brüder und Schwestern sind draussen und suchen dich. Und er entgegnet ihnen: Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Geschwister? Und er schaut, die im Kreis um ihn sitzen, einen nach dem andern an und spricht: Das hier ist meine Mutter, und das sind meine Brüder und Schwestern! Denn wer den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter.»

(Zürcher Bibel 2007)

Zum Weiterlesen

- Etty Hillesum, *Das denkende Herz der Baracke. Die Tagebücher 1941–1943*, (Aus dem Niederländischen von Maria Csollány. Mit einer Einführung von Christian Feldmann), Freiburg u. a. 2014.
- Etty Hillesum Research Centre (EHOC) des Zeeuws Archief in Middelburg: www.ehoc.nl/en

Heilig Jochen Klepper



Am 22. März 1903 in Beuthen an der Oder (Schlesien) in eine Pfarrfamilie geboren. Studierte ab 1922 evangelische Theologie in Erlangen und Breslau. Ab 1927 als freier Journalist, Radioautor und Schriftsteller tätig. 1931 erfolgte der Umzug nach Berlin. 1937 veröffentlichte er den Roman «Der Vater», einen Bestseller über den preussischen Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. Am 10. Dezember 1942 nimmt sich Klepper zusammen mit seiner jüdischen Ehefrau und seiner Adoptivtochter vor deren Deportation das Leben.

1903–1942

Dichter und Tagebuchschreiber in dunkler Zeit

Bekannt geworden ist der Schriftsteller Jochen Klepper auf dreierlei Weise: durch seine geistlichen Gedichte und Lieder, die zum festen Bestand der evangelischen Gesangbücher zählen und die in ihrer Schlichtheit und Tiefe Menschen heute noch ansprechen:

«Ohne Gott bin ich ein Fisch am Strand,
ohne Gott ein Tropfen in der Glut,
ohne Gott bin ich ein Gras im Sand
und ein Vogel, dessen Schwinge ruht.
Wenn mich Gott bei meinem Namen ruft,
bin ich Wasser, Feuer, Erde, Luft.»

Bekannt geworden ist Jochen Klepper zweitens durch sein umfangreiches Tagebuch aus der Zeit des Dritten Reichs, das im 20. Jahrhundert seinesgleichen sucht und Menschen heute noch in ihrem Ringen mit den grossen Fragen des Lebens begleiten kann; sowie drittens durch seinen tragischen Tod. Gemeinsam mit seiner jüdischen Frau und seiner Stieftochter beging er in der Nacht vom 10. Dezember 1942 in Erwartung der baldigen Deportation der beiden durch Gas Selbstmord in ihrem Haus in Berlin-Nikolassee. Der Tagebucheintrag dazu lautete:

«Nachmittags die Verhandlung auf dem Sicherheitsdienst.
Wir sterben nun – ach, auch das steht bei Gott –
Wir gehen heute Nacht gemeinsam in den Tod.
Über uns steht in den letzten Stunden das Bild des Segnenden
Christus, der um uns ringt
In dessen Anblick endet unser Leben.»¹

Leben aus der Bibel

Oswald Bayer meint im Hinblick auf die Gesamtheit von Jochen Kleppers Leben und Glauben, dass dessen Werk und Leben die Vita und das Wort eines Heiligen sei.² Er bezieht sich dabei auf Luther, der in seiner Psaltervorrede von 1528 schreibt: «Allen Heiligen ins Herz siehst du im Psalter». Wenn man das Tagebuch Jochen Kleppers lese, so Bayer, sehe man diesem Heiligen ins Herz. «Doch ist er mit allen Heiligen verbunden, denn er zitiert den Psalter und lebt von diesem Wort her und auf dieses Wort hin.» Klepper lebte aus der Bibel. Seinen Tagebucheintragungen pflegte er die Herrnhuter Tageslosung voranzustellen. Täglich stellte er sein Leben unter das Wort Gottes. Die Bibelworte bezog er dabei nicht auf einzelne Lebenssituationen. Vielmehr stellte er sie in den Zusammenhang seines ganzen Lebens. Er lebte gleichsam seine Gegenwart im Horizont der Bibel, zieht sie nicht in die Gegenwart. Er lässt sich vom Bibelwort auch in seiner Fremdheit ansprechen und spricht die Bibeltexte und -verse nach in der Überzeugung, dass der Mensch immer schon von Vorgaben lebt. Klepper bewegte sich im Sprachraum der Bibel, entnimmt ihr, dem unerschöpflichen Erfahrungsbuch, seine Worte. Auf diese Weise entstanden seine geistlichen Lieder, unter denen das folgende «Weihnachtslied» zu seinen bekanntesten zählt:

«Die Nacht ist vorgedrungen,
der Tag ist nicht mehr fern.
So sei nun Lob gesungen,
dem hellen Morgenstern!
Auch wer zur Nacht geweinet,
der stimme froh mit ein.

¹ Jochen Klepper, *Unter dem Schatten deiner Flügel. Aus den Tagebüchern der Jahre 1932–1942*, München ²1983, S.1133.

² Hier und im Folgenden Oswald Bayer, *Gott als Autor. Zu einer poietologischen Theologie*, Tübingen 1999, S.51f.

Der Morgenstern bescheinet
auch deine Angst und Pein.»³
(Erste Strophe).

Spannungsvolle Existenz

Aber was für ein Leben war dies denn, das er auf dem Hintergrund der Bibel, von der Bibel her las? Es war ein Leben voller Spannungen, Krisen und Zweifel auf der einen und Harmonie, ruhiger Entwicklung und festem Glauben auf der andern Seite. 1903 wurde Klepper im schlesischen Beuthen an der Oder in einem Pfarrhaus geboren, wo sich die Liebe zu Thron und Altar mit einer Vorliebe für die bürgerliche Kultur und eine feine und weltläufige Lebensart verband. Pfarrhaus und Pfarrberuf bestimmten zeitlebens Kleppers Vorstellung von seinem Leben und seiner Arbeit.

«Ich bitte Gott immer wieder, dass er aus meinem Schreiben etwas wie ein Pfarramt, dass er aus meinem Familienleben und unserem Haushalt etwas wie ein Pfarrhaus mache.»⁴

So schrieb er 1934, als er schon als Radiojournalist und Schriftsteller in Berlin lebte, zusammen mit Johanna (Hanni) Klepper, geborene Stein, und den Stieftöchtern Brigitte und Reni. Vorgegangen waren das abgebrochene Theologiestudium in Breslau, die Suche nach einer Existenz als Journalist und Schriftsteller, eine Lebenskrise – ob durch die Erfahrung des Missbrauchs durch seinen Lehrer und Mentor oder das Ringen um seine sexuelle Identität ausgelöst, ist aufgrund der Quellenlage schwer zu sagen –, und schliesslich der Konflikt mit den Eltern aufgrund von Kleppers Heirat mit einer dreizehn Jahre älteren jüdischen Witwe. Lange Zeit seines Weges und Auftrags nicht gewiss fand er in Berlin zu Beginn der 30er Jahre mit Unterstützung seiner Frau ein Stückweit das, was er suchte: berufliche Erfüllung und ein schönes Zuhause, das seinem «Hang zur Festlichkeit und Feierlichkeit»⁵ entgegenkam und das für ihn immer auch eine geistliche Bedeutung hatte, ein Vorgeschmack des ewigen Lebens war. Gleichzeitig stand alles unter dem Druck, beruflich Erfolg haben zu müssen und unter den zunehmenden Belastun-

³ Jochen Klepper, *Kyrie. Geistliche Lieder*, Bielefeld ²⁴1998, S.26.

⁴ Klepper, *Tagebücher*, 31.03.34, S.165.

⁵ Klepper, *Tagebücher*, 02.10.32, S.24.

gen durch das politische Regime. Dazu die Stimme eines langjährigen Weggefährten:

«Nach seiner Heirat bin ich in Berlin immer wieder bei Kleppers gewesen und nahm an ihrer geschlossenen Welt der Familie, der Frömmigkeit und der Ästhetik teil, die in seinen Tagebüchern ja so deutlich wird. Sein Haus war eine Oase inmitten allen Leids jener Jahre. Auch dort drang die Sturmflut trotz allen Widerstands hinein und riss es mit sich fort.»⁶

Mit einem ersten Roman, der in seiner schlesischen Heimat spielt, machte er erstmals auf sich als Schriftsteller aufmerksam. Unerwartete Bekanntheit erlangte er schliesslich 1937 mit dem grossen Roman «Der Vater», in welchem er dem preussischen Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., dem Vater Friedrichs des Grossen, ein Denkmal setzte, seinen eigenen Vaterkonflikt bearbeitete und auf subtile Weise dem Unrechtsstaat der Nationalsozialisten einen Spiegel vorhielt.⁷ Mit seinem Beruf als Schriftsteller erfüllte sich Jochen Kleppers Wunsch, im Auftrag der Kirche zu arbeiten. Insbesondere die Aufnahme seiner geistlichen Lieder in der christlichen Gemeinde machte ihn seines Auftrags gewiss, über den er lange Zeit im Zweifel gewesen war. Als Dichter verstand sich Jochen Klepper als Diener am göttlichen Wort, seine Dichtung war für ihn Bibelexegese. In seinen Romanen erzählte er die Lebensläufe von Menschen, die sich von Gott führen liessen. Der Roman «Das ewige Haus», in welchem er das Leben von Katharina von Bora, Martin Luthers Ehefrau, erzählen wollte, blieb Fragment. In der Dichtung gingen persönliche und berufliche Existenz ineinander über:

«Alle Grenzen meiner Tage
biede, Gott, in Deinen Kreis,
dass ich nur noch Worte sage,
die ich von Dir kommen weiss!»⁸

6 Harald Poelchau, *Die Ordnung der Bedrängten. Erinnerungen des Gefängnis-seelsorgers und Sozialpfarrers (1903–1972)*, Teetz 2004, S. 92.

7 Jochen Klepper, *Der Vater. Roman eines Königs*, München 122005.

8 Jochen Klepper, *Ziel der Zeit. Die gesammelten Gedichte*, Bielefeld 1987.

So sehr das Leben als Schriftsteller Jochen Klepper persönliche Erfüllung und berufliche Anerkennung brachte, so sehr hielt es ihn auch in den Bahnen einer traditionellen Frömmigkeit und politischen Haltung, die geradewegs in die Katastrophe führten: Seine geistlichen Werke können auch als Ausdruck einer gottergebenen Haltung gelesen werden, in der als Schicksal genommen wird, was noch verändert werden könnte. Seine lutherische, obrigkeitgläubige und nationalkonservative Haltung hinderten ihn daran, für seine jüdischen Familienangehörigen frühzeitiger und zielstrebig an Emigration oder eine Existenz in der Illegalität zu denken. Bis am letzten Tag seines Lebens hoffte er, insbesondere auch aufgrund des Erfolgs, den sein Buch «Der Vater» im politischen Establishment gehabt hatte, durch Interventionen bei staatlichen Stellen, seine Frau und seine jüngere Tochter Renate (Reni) (die ältere Tochter Brigitte war schon 1939 nach England emigriert) vor der drohenden Deportation schützen zu können. Als schliesslich die Einreisegenehmigung nach Schweden für Reni eintrifft, hilft auch das Vorsprechen beim Reichsminister des Innern, Wilhelm Frick, und schliesslich beim für die jüdischen Deportationen zuständigen Adolf Eichmann nichts.

Es sind die Spannungen und Hoffnungen eines äusserst vielschichtigen Lebens – vom Persönlich-Individuellen wie vom Theologischen und Gesellschaftlichen her –, aber auch wie konzentriert sich in diesem Lebensschicksal die gesellschaftliche Lage von christlichen und jüdischen Deutschen in den 20er und 30er Jahren spiegeln, wodurch dieser Mensch, sein Schicksal und Werk bis heute andere Menschen berühren und ansprechen. Überwölbt und durchdrungen ist bei Jochen Klepper alles von einem unerschütterlichen Glauben, der ihn durch die Höhen und Tiefen seines Lebens bis in den Tod hinein trägt und durch den er seinen Nächsten bis zuletzt beistehen kann.

«In jeder Nacht, die mich umfängt,
darf ich in deine Arme fallen,
und du, der nichts als Liebe denkt,
wachst über mir, wachst über allen.
Du birgst mich in der Finsternis.
Dein Wort bleibt noch im Tod gewiss.»⁹
(aus «Trostlied am Abend»)

9 Klepper, *Kyrie*, S. 20.

Fragmentarisches Leben im Lichte des Evangeliums

Schwer zu sagen, welche Rolle der Selbstmord Jochen Kleppers bei der Aufnahme seines Werks gespielt hat und wie die Resonanz auf Kleppers Leben und Werk ohne sein tragisches Ende gewesen wäre. Sicher ist, dass seine dichterische Leistung für die Kirche und die Tatsache seiner bis zum Letzten gehenden Solidarität mit seiner Familie, negative Urteile über seinen aus kirchlicher Sicht abzulehnenden Suizid weitgehend zu entkräften vermochten. Das Thema Selbstmord stellt in Kleppers Leben allerdings ein Thema dar, das nicht nur mit der Aussichtslosigkeit der Situation verbunden ist, in die sich Klepper und seine jüdischen Angehörigen während des Dritten Reichs gestellt sahen. Schon in den schweren psychischen Krisen seiner frühen Jahre mag der Gedanke, aus dem Leben zu scheiden, bisweilen aufgekommen sein. Fünf von elf Mitschülern seiner Maturaklasse nahmen sich zwischen 1918 und 1925 das Leben. Zur Zeit der zunehmenden Bedrängnis durch das NS-Regime nahm die Beschäftigung mit dem Thema zu. Nachdem Jochen Klepper Selbstmord nicht mehr als die unvergebbare Sünde gegen den Heiligen Geist verstand, sondern als Ungehorsam gegen Gott, als Sünde, die Vergebung erfahren kann (das Johanneswort 15,3 «Ihr seid schon rein kraft des Wortes, das ich zu euch gesagt habe» wurde ihm wichtig), zeigte er mehr Gelassenheit. Im Rahmen der für seine Theologie wichtigen Einsicht Luthers des *simul iustus et peccator* konnte er ein Jahr vor seinem Tod schreiben:

«Ach, auch unser bis ans Ende getragenes Leben ist ein gar schlechtes Zeugnis für Gott. Ich kenne keinen Christen in der <Heiligung>.»¹⁰

Mit der Einsicht, dass menschliches Leben fragmentarisch und sündhaft bleibt, entzog er sich jedoch nicht ein für allemal der Verantwortung. Es blieb ein Ringen darum, die Haltung einzunehmen, die vom Glauben her geboten ist:

«Immer wieder muss ich mich fragen: bedeutet der beharrliche Wunsch zu sterben einen <Bruch> im Glauben, einen Bruch mit Gott? Und immer wieder, ohne etwas zu beschönigen muss ich sagen: Nein. Denn was auf Erden

¹⁰ Klepper, Tagebücher, 20.10.41, S.969.

war mir mehr als das Evangelium? Was auf Erden habe ich mehr geliebt, verehrt, an was mich mehr gebunden gefühlt, an was mehr geheftet als an alles, was Glaube und Kirche heisst».¹¹

Gott als Autor der eigenen Lebensgeschichte

Über diese Spannung zwischen Glauben und Leben aus dem Zuspruch auf der einen und der Suche nach dem eigenen Auftrag und Lebenssinn auf der andern Seite dachte Jochen Klepper zeitlebens nach. «Mein Tauftag. Das Schreckliche des eigenen, das Gnädige des göttlichen Weges im eigenen Leben lasten auf dem Herzen», schreibt er im April 1940 in sein Tagebuch.¹² Das Tagebuchschreiben half ihm dabei, diese Spannung auszuhalten und angesichts des Leidens unter dem unwiederbringlichen Ablauf der Zeit und angesichts der Erfahrung des Scheiterns die sinnhaften Zusammenhänge zu erkennen.¹³ Die Tagebücher geben auf eindruckliche Weise Zeugnis davon, wie ein junger Mensch seinen Weg sucht und um den Glauben ringt.

«Tagebuch führe ich, weil ich fasziniert bin von der Handlung, die ein anderer <mit meinem Blute> schreibt.»¹⁴

Stauend und dankbar konnte er schreiben:

«Welchem Menschen wird es, so wie mir, beschieden, dass – abgesehen von der Kinderlosigkeit – sein Leben ganz das wird, was er sich wünschte, was er erstrebte, erbetete?»¹⁵

Er war überzeugt, am Ende die Verknüpfung zu erfahren.¹⁶ Und auch als sich ein gutes halbes Jahr vor seinem Tod die Aussichten verdüstern, notierte er:

¹¹ Klepper, Tagebücher, 23.10.41, S.973.

¹² Klepper, Tagebücher, 26.04.40, S.874.

¹³ Vgl. Klepper, Tagebücher, 30.04.42, S.1060.

¹⁴ Klepper, Tagebücher, 06.07.33, S.83f.

¹⁵ Klepper, Tagebücher, 30.04.42, S.1060.

¹⁶ Vgl. Klepper, Tagebücher, 15.03.36, S.341.

«Wie sehe ich mein Leben – 2. Samuelis 24.14 – zugleich in Gottes und der Menschen Hand.»¹⁷

Das Thema seines Lebens: «Dass ich ihn leidend lobe...»¹⁸

In all den schwierigen und sich gegen Ende dramatisch verschlechternden Lebensumständen gab Jochen Klepper das Vertrauen auf Gott nicht auf. Letztlich hielt er sogar angesichts des nach menschlichem Ermessen als Scheitern zu beurteilenden Suizids daran fest, dass Gott der Autor seiner Lebensgeschichte ist¹⁹ und dass über allem Gottes Gnade steht.²⁰ Und darin, trotz allem, in aller Fragilität des Lebens, Gott zu loben, das war der Wunsch des Menschen, Dichters und Mannes der Kirche, Jochen Klepper:

«Der du allein der Ewige heisst
und Anfang, Ziel und Mitte weisst
im Fluge unserer Zeiten:
bleib du uns gnädig zugewandt
und führe uns an deiner Hand,
damit wir sicher schreiten!»²¹
(aus «Neujahrslied»)

¹⁷ Klepper, Tagebücher, 30.04.42, S.1060.

¹⁸ Klepper, Tagebücher, 15.08.35, S.277.

¹⁹ Vgl. Bayer, Gott als Autor, S.48.

²⁰ Vgl. Klepper, Tagebücher, 10.12.42, S.1133.

²¹ Klepper, Kyrie, S.44. – Bemerkenswert ist, dass die letzten drei Zeilen ursprünglich näher an der Lebenswirklichkeit Kleppers formuliert wurden: «Lass – sind die Tage auch verkürzt, / wie wenn ein Stein in Tiefen stürzt – / uns dir nur nicht entgleiten!» (Bayer, Gott als Autor, S.55).

Zum Weiterlesen

- Emiko Dorothea Araki, Jochen Klepper. Aufbruch zum ewigen Haus. Eine Motivstudie zu seinen Tagebüchern, Frankfurt a. M. 1993.
- Heinrich Assel (Hg.), Der du die Zeit in Händen hast. Briefwechsel zwischen Rudolf Hermann und Jochen Klepper 1925–1942, München 1992.
- Markus Baum, Jochen Klepper, Schwarzenfeld 2012.
- Oswald Bayer, Gott als Autor. Zu einer poietologischen Theologie, Tübingen 1999.
- Jochen Klepper, Der Vater. Roman eines Königs, München¹²2005.
- Jochen Klepper, Kyrie. Geistliche Lieder, Bielefeld²⁴1998.
- Jochen Klepper, Unter dem Schatten deiner Flügel. Aus den Tagebüchern der Jahre 1932–1942, München²1983.
- Jochen Klepper, Ziel der Zeit. Die gesammelten Gedichte, Bielefeld 1987.
- Harald Poelchau, Die Ordnung der Bedrängten. Erinnerungen des Gefängnis-seelsorgers und Sozialpfarrers (1903–1972), Teetz 2004.

Madeleine Delbrêl

Heilig



Madeleine Delbrêl wurde am 24. Oktober 1904 im französischen Mussidan, Dordogne, geboren. Ihr Vater war Arbeiter, ihre Mutter bürgerlicher Herkunft. Sie war ein Einzelkind. 1920-1922 studierte sie Literatur und Philosophie an der Pariser Sorbonne und genoss Kunstunterricht in einem Malatelier. In den zwei folgenden Jahren führten sie Krankheit und eine schwere innere Krise zum Glauben. Dank der Begegnung mit Abbé Lorenzo begann sie sich in der katholischen Kirche zu engagieren. 1931-1932 liess sie sich an der «École pratique de Service Social» in Paris zur Sozialarbeiterin ausbilden. Danach gründete sie in Ivry-sur-Seine, der kommunistischen Vorstadt von Paris, eine Lebensgemeinschaft, die sich für das Proletariat und die sozial Benachteiligten einsetzte. Weitere Gründungen folgten in Frankreich und Afrika. Am 13. Oktober 1964 starb sie im Alter von 60 Jahren in Ivry-sur-Seine.

1904–1964

Herr, ich liebe dich, aber ...

«Herr, ich liebe dich über alles ... im allgemeinen; aber so viel mehr als dich, grad jetzt in diesem Momentchen, eine englische Zigarette ... oder sogar eine Gauloise! Herr, ich schenke dir mein Leben, mein ganzes Leben ... Aber nicht dieses kleine Stückchen davon, diese drei Minuten ... wo ich so wenig Lust zum Arbeiten habe.»

Nicht rauchen ... sich nicht mehr mit dem Glimmstengel über den Verdross hinwegtrösten ... eine winzig kleine Anstrengung aus Liebe zu Gott ... ein winzig kleiner Verzicht, mit dem man Gott sagt, dass man ihn «über alles» liebt! Madeleine Delbrêl, welche diese Zeilen 1946 niederschreibt, gelingt das nicht. Aber das macht sie nicht mutlos: Mit klarem Blick erfasst sie das Wesentliche, denn sie fährt fort:

«Hier nun ist es Zeit sich zu erinnern, dass Gott uns nicht geschaffen hat für Nur-Menschliches, sondern für diese ewige und grossartige Liebe, mit der er alles Geschaffene liebt. Und so müssen wir Ja zu dieser Liebe sagen, nicht mehr als wunderbarer, grossherziger Partner,

sondern als schwacher, dummer Nutzniesser,
ohne Charme, ohne bewährte Treue.
In diesem Abenteuer der Barmherzigkeit aber sollen wir
alles geben,
was wir können, bis aufs Letzte ...»¹

Madeleine Delbrêl ist kein Teenager mehr, der sich Illusionen über die Forderungen des Lebens hingibt. Sie schwärmt nicht. Diese Zeilen offenbaren einen unbarmherzigen Realitätssinn. Sie ist nicht in einer harmonischen, frommen Familie aufgewachsen. Sie lebt nicht in einem Milieu, das kirchlich eingestellt ist, wo man den Glauben praktiziert.

Jugend, Krisen

Madeleine Delbrêl kommt 1904 in der französischen Provinzstadt Mussidan zur Welt und stirbt 1964 in der Pariser Vorstadt Ivry-sur-Seine. Ihr ganzes Leben ist eine einzige, grosse Leidenschaft für, immer für etwas oder ... für Jemanden. Sie ist künstlerisch begabt, spielt Klavier, schreibt Gedichte, die von der Académie française ausgezeichnet werden, sie studiert an der Sorbonne Literatur und Philosophie und lässt sich gleichzeitig in einem Atelier in Zeichnen und Malen ausbilden. Diese vielseitig begabte Studentin bezeichnet sich als «strikt atheistisch». Ihr Text «Gott ist tot ... es lebe der Tod», den sie als Siebzehnjährige verfasst hat, ist ein beredtes Zeugnis dafür:

«Man hat gesagt: <Gott ist tot>. – Weil das wahr ist, muss man auch redlich genug sein, nicht mehr so zu tun, als ob er lebte. Man hat die Sache mit ihm geregelt: Nun heisst es, sie auch für sich selbst zu regeln ... Alle stehen wir ganz nah beim wahren Unglück [dem Tod]. Wird man – ja oder nein – den Mut haben, sich das einzugestehen? ... Kann man einem Sterbenden ohne Mangel an Takt <Guten Tag> oder <Guten Abend> sagen? ... So sagt man ihm halt:

¹ Madeleine Delbrêl, Gebet in einem weltlichen Leben, Übertragen von Hans Urs von Balthasar, Einsiedeln 1974, S.121–122. Titel des Originals: La joie de croire.

<Auf Wiedersehen> oder <Adieu> ..., solange man noch nicht auszudrücken gelernt hat: <Auf Nirgendwo>, <Auf gar nichts.>»²

Madeleine Delbrêl liebt das Leben, sie bewegt sich gern in Gesellschaft, trifft Freunde, diskutiert und tanzt mit Leidenschaft. Sie lernt Jean Maydieu, einen gläubigen, praktizierenden Christen, kennen. Die beiden verlieben sich. Mit achtzehn Jahren ist Madeleine Delbrêl eine glückliche, strahlende junge Frau, eine rosige Zukunft lacht ihr entgegen. Und da bricht auf einmal alles zusammen. Jean trennt sich von ihr und beginnt das Noviziat im Dominikanerorden.³ Madeleine Delbrêls Vater erblindet und muss die berufliche Tätigkeit aufgeben. Er lehnt sich auf gegen sein Schicksal, verschliesst sich. Die Spannungen in ihrer Familie verschärfen sich. Das ist zu viel für Madeleine Delbrêl. Eine schwere Depression, die ein ganzes Jahr anhält, macht den Aufenthalt in einer Klinik notwendig. Madeleine Delbrêl wird von quälenden Fragen bedrängt: Warum diese Trennung von Jean? Warum so viel Leid? Was ist der Sinn dieses Lebens, das so hart, völlig absurd scheint? Sie weist alles, was ihr Leiden lindern könnte, ohne jedoch die Gewissheit einer Wahrheit zu verschaffen, vehement von sich. Die Begegnung mit Jean konfrontierte sie gerade dann mit dem christlichen Glauben, als sie sich in ihrer atheistischen Überzeugung häuslich eingerichtet hatte. Aber jetzt ist diese Ruhe zerstört. Ihre intellektuelle Aufrichtigkeit zwingt sie, sich einer offenkundigen Tatsache zu stellen:

«Meine Kameraden und Kameradinnen taten sich überhaupt nicht schwer mit all dem, was für mich <wirklich> war; aber sie brachten auch das ins Spiel, was ich <ihr Wirkliches> nennen musste. Und was für eine Wirklichkeit! Sie haben über alles gesprochen, aber vor allem über Gott, der ihnen so unerlässlich zu sein schien wie die Luft zum Atmen ... Als ich sie im Lauf von Monaten immer häufiger traf, konnte ich Gott – nicht: ihren Gott, sondern Gott – nicht

² Christine de Boismarmin, Madeleine Delbrêl. Ein Leben unter Menschen, die Christus nicht kennen. München 1986, S.15–17. Titel des Originals: Madeleine Delbrêl, Nous autres, gens des rues.

³ Dominikanerorden: vom Spanier Dominikus Guzman 1215 gegründeter Predigerorden. Im Noviziat werden Anwärter auf das Leben in dieser Gemeinschaft vorbereitet.

länger guten Gewissens im Bereich des Absurden belassen. Deshalb hat sich dann meine Fragestellung verändert ...».⁴
«Wenn ich aufrichtig sein wollte, durfte ich Gott, der nicht mehr strikt unmöglich war, auch nicht so behandeln, als ob er ganz gewiss nicht existierte. Ich wählte also, was mir am besten meiner veränderten Perspektive zu entsprechen schien: Ich entschloss mich zu beten.»⁵

Überwältigt

Madeleine Delbrêl kniet nieder ... und entdeckt eine Gegenwart, eine so überwältigende, unzweifelhafte Gegenwart, dass sie wie geblendet ist:

«Du lebstest, und ich wusste nichts davon. Du hast mein Herz nach deinem Mass geschaffen, mein Leben, damit es so lange dauere wie du; und weil du nicht da warst, erschien die ganze Welt mir klein, töricht und das Schicksal der Menschen dumm und böse. Als ich wusste, dass du lebstest, habe ich dir gedankt, dass du mich ins Leben gerufen hast; und ich habe dir für das Leben der ganzen Welt gedankt.»⁶

Mit diesen eindrücklichen, auf einem Zettel notierten Worten hat Madeleine Delbrêl versucht, das Unsagbare ihrer Gotteserfahrung auszudrücken. Dieser Zettel wurde erst nach ihrem Tod entdeckt.

Madeleine Delbrêl war getauft und hatte mit elf Jahren die Erstkommunion empfangen. Das gehörte zu den gesellschaftlichen Spielregeln der französischen Bourgeoisie des beginnenden 20. Jahrhunderts. Aber diese zerbrechlichen Anfänge eines christlichen Lebens vermochten der allgemein herrschenden religiösen Gleichgültigkeit und dem Ansturm der kirchenfeindlichen Haltung, die in Studentenkreisen gepflegt wurde, nicht standzuhalten. In ihrem Gebet ist Madeleine Delbrêl Christus begegnet, sie hat seine Gegenwart erfahren, sie kannte ihn jedoch kaum. Mit der ihrem Temperament eigenen Leidenschaft beginnt

4 Madeleine stellt sich nicht mehr die Frage: Wie lässt sich beweisen, dass Gott nicht existiert? sondern: Existiert Gott?

5 Aus: Madeleine Delbrêl, *Ville marxiste, Terre de mission*. In: Annette Schleinzer (Hg.), *Madeleine Delbrêl. Gott einen Ort sichern. Texte, Gedichte, Gebete*. Mainz 2007, S. 26–27.

6 Unveröffentlichte Notiz, in: Christine de Boismarmin, a. a. O., S. 25.

sie, sich mit Theologie zu befassen; sie liest die Heilige Schrift. Sie will kennenlernen, um zu lieben. Sie tritt in Kontakt mit der Pfarrei Saint-Dominique in Paris, übernimmt dort Aufgaben, engagiert sich in der Pfadfinderbewegung. Schliesslich gründet sie zusammen mit andern jungen Frauen eine Gruppe, die sich um die Ärmsten kümmert. Diese Gruppe wird unter dem Namen «Charité» – «Caritas» bekannt.

Eine Frage und eine Antwort

Eine Frage quält Madeleine Delbrêl: Sie ist zwanzig Jahre alt, das Leben liegt vor ihr, was soll aus diesem Leben werden? Wie kann sie, ganz konkret, Christus nachfolgen, den sie eben entdeckt hat und um keinen Preis verlieren will? Was plant Gott mit ihr? Wo ist der Platz, den Gott für sie bereitet hat? Welchen Schritt muss sie lernen, damit sie so tanzen kann, wie David vor der Bundeslade (2 Sam 6,14)?

«Wir vergessen so oft die Musik deines Geistes.
Wir haben aus unserem Leben eine Turnübung gemacht.
Wir vergessen, dass es in deinen Armen getanzt sein will,
Dass dein heiliger Wille von unerschöpflicher Phantasie ist.
Und dass es monoton und langweilig nur für grämliche
Seelen zugeht,
Die als Mauerblümchen sitzen am Rand des fröhlichen Balls
deiner Liebe.»⁷

In diesem Moment ihres Lebens lernt Madeleine Delbrêl den Pfarrer der Pfarrei St-Dominique kennen, Abbé Lorenzo. Es ist eine entscheidende, Weichen stellende Begegnung. Madeleine Delbrêl braucht jemanden, der sie einführend und respektvoll begleiten kann, mit dem sie offen sprechen kann. Abbé Lorenzo wird für sie zum Meister, der ihr zugleich Vater und Bruder ist. Er gehört nicht zu jenen, über die Madeleine Delbrêl folgendermassen mit Gott spricht:

7 Madeleine Delbrêl, *Bal de l'Obéissance*, 1946. In: Schleinzer, *Gott einen Ort sichern*, S. 76–77.

«Ich glaube, du hast von den Leuten genug,
Die ständig davon reden, dir zu dienen – mit der Miene
von Feldwebeln,
Dich zu kennen – mit dem Gehabe von Professoren,
Zu dir zu gelangen nach den Regeln des Sports,
Und dich zu lieben, wie man sich in einem alten Haushalt
liebt.»⁸

Abbé Lorenzo ist ein begabter, charismatischer Prediger des Evangeliums. Sein ganzes Leben steht im Einklang mit dem, was er verkündet. Er lässt das Feuer, das in ihm brennt, überspringen. Er spürt, dass Madeleine Delbrêl eine kontemplative Begabung hat; er spürt ihre Sehnsucht, so zu leben, wie Christus gelebt hat. Zwischen diesen beiden Personen gibt es eine tiefe, seelische Verwandtschaft, die an einen Satz von Julien Green erinnert: «Es gibt Seelen, die aufeinander zugehen, als seien sie alte Bekannte.»⁹

Madeleine Delbrêl beschliesst, ihr Leben den Ärmsten in der französischen Gesellschaft zu widmen: den Arbeitern in den Bannmeilen der grossen Städte. Sie lässt sich an der École Montparnasse in Paris zur Sozialarbeiterin ausbilden. Gleichzeitig plant sie mit ein paar Gleichgesinnten der Pfarrei St-Dominique die Gründung einer Gemeinschaft: Als Laien wollten sie das ganz einfache, gewöhnliche Leben der «Leute von der Strasse», wie Madeleine zu sagen pflegte, teilen. Ehe-los, um uneingeschränkt zur Verfügung zu stehen; ein Leben, das restlos Christus und dem Nächsten gehört. Ein Leben, getragen von Gebet, Stille, geschwisterlicher Liebe, der Quelle, aus der die Frauen die Kraft ihres Einsatzes, die Hingabe an den notleidenden Menschen, schöpften. Ein neuer Weg, nicht eine Kopie klösterlichen Lebens. Am 15. Oktober 1933 ist es so weit: Madeleine und zwei junge Frauen, die erste kleine Gemeinschaft der «Charité de Jésus», beziehen in Ivry-sur-Seine an der Rue Raspail 11 ein kleines Haus.

In Ivry-sur-Seine – bei den «grossen Typen der Partei»

Ivry-sur-Seine ist eine Arbeitervorstadt von Paris, eine Hochburg der kommunistischen Partei Frankreichs. Der Erste Weltkrieg hat

⁸ A. a. O., S. 75–76.

⁹ Julien Green, Bruder Franz, Freiburg u. a. 1993, S. 332. Titel des Originals: Frère François.

die «Belle Époque» zerstört; die Zwischenkriegszeit wird von Wirtschafts- und sozialen Krisen geschüttelt; am Horizont ziehen die düsteren Wolken des Zweiten Weltkrieges auf. Madeleine Delbrêl entdeckt eine deprimierende Welt: zahlreiche Fabriken, eine arme, entwurzelte Bevölkerung, hohe Arbeitslosigkeit ... Die offizielle Kirche scheint sich für diese atheistische Welt nicht zu interessieren, sie hat Berührungsängste, verschliesst sich in der Defensive; sie ist gleichsam abwesend und überlässt so das Feld der marxistischen Ideologie. Hier, gerade hier will Madeleine Delbrêl Christus verkünden, gemeinsam mit ihren Gefährtinnen, ganz einfach durch das Zeugnis ihres Lebens, eingetaucht in diese Armut, mit den Armen die Armut lebend. Die Tür ihres Hauses ist stets offen für jede Not. Hier, gerade hier beginnt die Gemeinschaft der «Charité» ihre Mission. Madeleine Delbrêl wird von den kommunistischen Behörden zur Sozialassistentin ernannt und schliesslich zur «Déléguée technique» mit der Aufgabe, alle sozialen Dienste in Ivry zu koordinieren. In grosser Treue zu ihrem Ideal sucht sie in jeder Situation den richtigen «Ton» zu finden:

«Einem nicht glaubenden Menschen gegenüber wird Liebe zur Verkündigung, aber diese darf nur geschwisterlich sein (...) Wir kommen nicht, um grossmütig etwas mitzuteilen, was uns gehört: nämlich Gott. Wir kommen nicht als Gerechte unter Sünder, als Leute, die ein Diplom erlangt haben, unter Ungebildete; wir kommen, um von einem gemeinsamen Vater zu reden, den die einen kennen, die andern nicht; als Leute, denen vergeben worden ist, und nicht als Unschuldige; als Menschen, die das Glück hatten, zum Glauben gerufen worden zu sein, ihn zu empfangen – ihn aber als ein kostbares Gut zu empfangen, das nicht nur für uns da ist, sondern in uns für die Welt hinterlegt wird: Daraus ergibt sich eine ganze Lebenshaltung. Nur ein bekehrtes Herz ist ein brüderliches Herz. Wir können das Evangelium nur dann glaubwürdig machen, wenn die Verkündigung zwischen dem Christen und den andern dieselbe Vertraulichkeit schafft, die der Christ mit dem Christus des Evangeliums pflegt. Aber niemand auf dieser Welt vermag uns die Güte Christi zu schenken ausser Christus selbst. Nichts auf dieser Welt kann uns Zugang zum

Herzen unseres Nächsten verschaffen, ausser wir schenken Christus den Zugang zu unserem eigenen Herzen.»¹⁰

Die Gemeinschaft wird grösser. Die verschiedenen Tätigkeiten der Mitglieder erleichtern den Kontakt zur Bevölkerung. Das Haus an der Rue Raspail ist für alle da: Man kommt Rat holen, um Hilfe bitten in schwierigen Situationen, man kommt zu einem Gespräch, man kommt zu einer Tasse Kaffee, um Freud und Leid zu teilen, sich auszusprechen. Man kommt nicht zu Sozialarbeitern, sondern zu Freunden, man gehört zu einer Familie. Madeleine Delbrêl scheut sich nicht, Seite an Seite mit den Kommunisten, den «grossen Typen der Partei», gegen soziales Unrecht und die Not des Krieges zu kämpfen, ohne etwas von ihrer christlichen Überzeugung aufzugeben. Ihr liebevoller selbstloser Einsatz ist Zeugnis für ihren Glauben, verkündet Christus. Sie eröffnet ein «Haus für Mütter», ein «Haus für Kinder», Zentren für Jugendliche.

Ihre Leidenschaft für Christus kann sich allerdings nicht auf Ivry beschränken. Die Säkularisierung Frankreichs fordert eine neue Form des Apostolats. Sie sucht Kontakt mit andern Bewegungen der Evangelisierung, mit der «Mission de France»¹¹, mit den Arbeiterpriestern¹². Sie reist und hält Vorträge, schreibt und veröffentlicht ... Sie leidet unter der Starrheit und dem Unverständnis der Kirche. Die Bewegung der Arbeiterpriester wird verboten; Madeleine Delbrêl interveniert bei der kirchlichen Leitung, ohne Erfolg. Trotz all dieser Enttäuschungen bleibt Madeleine ihrer Kirche treu. Sie weiss um das tiefe Mysterium der Kirche, das die sichtbare Organisation übersteigt; sie weiss, dass Schwächen und Fehler der Hierarchie das Wesen der Kirche, ihr Herz verdunkeln, jedoch nicht zerstören können. Sie nimmt Zuflucht zu in ständigem Gebet. Und da zeigt sich Morgenröte: In der Vorbereitung des Zweiten Vatikanischen Konzils wird Madeleine Delbrêl um Rat gefragt. Für die Vorarbeiten des Konzils verfasst sie einen Beitrag zum Thema des Umgangs mit den zeitgenössischen Atheismen. Ihre Über-

¹⁰ Madeleine Delbrêl, *Nous autres, gens des rues*, s. Übersetzung (erster Teil) in: Schleinzer, *Gott einen Ort sichern*, S.132.

¹¹ 1941 gegründetes interdiözesanes Seminar als Antwort auf die weitverbreitete Säkularisierung der ländlichen Bevölkerung und der Arbeiterschicht in Frankreich. Hier werden Priesteramtskandidaten auf die besondere Aufgabe der Seelsorge in dieser neuen Situation ausgebildet.

¹² Von Jacques Loew 1942 ins Leben gerufene Bewegung, welche die Kirche der Arbeiterklasse näherbringen will. Die Priester dieser Bewegung arbeiten in Fabriken, auf Baustellen, in Minen etc.

zeugung hat Eingang gefunden in einem der wichtigsten Dokumente des Konzils, in der pastoralen Konstitution *Gaudium et Spes* (nach den ersten Worten der Konstitution: «Hoffnung und Freude») über die Kirche in der Welt von heute (7. Dezember 1965).

Hoffnung

Madeleine Delbrêl erlebt noch die Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils 1962. Zwei Jahre zuvor hat sie geschrieben:

«Da ich nun älter werde, weine ich im Unterschied zu den Heiligen nicht über mein <armes Leben>, sondern ich sehe, dass <mein armer Tod> kommt; er weist mich jeden Tag vor allem auf die Fülle der Barmherzigkeit Gottes und zeigt mir, an welchem Punkt ich bin, auf dem Heimweg zu ihm: nicht nur existentiell, sondern praktisch ein <unnützer Knecht>. Ich liebe diesen Frieden!»¹³

Madeleine Delbrêls schwache Gesundheit hält den Anforderungen ihres Engagements nicht mehr stand: Der «unnütze Knecht» stirbt am 13. Oktober 1964 ganz plötzlich in Ivry-sur-Seine.

«Im Unterschied zu den Heiligen ...» Was meint Madeleine Delbrêl damit? Wer ist heilig?

Das Alte Testament spricht nur von Gott als dem Heiligen. Erst im Neuen Testament, z. B. in den Paulusbriefen und in der Geheimen Offenbarung, werden auch Menschen heilig genannt. Paulus, der Apostel der Heiden, beginnt seinen Brief an die Epheser mit folgenden Worten: «An die Heiligen in Ephesus, die an Christus Jesus glauben». Der Christ ist geheiligt durch die Taufe, die ihm eine neue Identität schenkt. Seine Christus-Zugehörigkeit heiligt ihn, trennt ihn von der «Welt», d.h. von allem, was Gott widersteht; diese «Welt» erkennt ihn nicht mehr:

¹³ Brief vom 25. März 1960. In: Christine de Boismarmin, *Madeleine Delbrêl. Ein Leben unter Menschen, die Christus nicht kennen*, S.170.

«Das Aussergewöhnliche am Christen ist nichts anderes als seine Ähnlichkeit mit Christus, die mit der Taufe in den Menschen hineingegeben wird. Sie durchbricht das Herz und wird sozusagen auf der Haut sichtbar (...). Nicht grossartiges Wirken des Christen, sondern einzig Christus, immer und unveränderlich nur er, zeigt sein Gesicht im Gesicht eines Menschen.»¹⁴

Was Madeleine Delbrêl hier sagt, hat sie ganz konkret gelebt in ihrem kirchlichen und sozialen Engagement: das Antlitz Christi sichtbar machen, die Gegenwart Christi bezeugen, der diese Welt so sehr geliebt hat, dass er für sie sein Leben hingab. Dieses Zeugnis ist eine *martyria*, ein täglich akzeptiertes Martyrium, ein gewöhnliches, ganz konkretes, reelles, «geerdetes» Martyrium, ohne Glanz und Gloria, das aber das Antlitz Christi im Gesicht eines Menschen zeigt. Solche diskrete Heilige, deren Ausstrahlung keine Dunkelheit zu unterdrücken vermag, sind zahlreicher als wir denken: «Danach sah ich und siehe, eine grosse Schar aus allen Nationen und Stämmen, Völkern und Sprachen; niemand konnte sie zählen ... Sie haben ihre Gewänder gewaschen und im Blut des Lammes weiss gemacht». (Offb 7,9.14)

Madeleine Delbrêl gehört zu den «Märtyrern», zu den Zeugen, durch die das Gesicht Christi sichtbar wird. Sie hat konsequent und in eindrücklicher, alltäglicher Treue die «kleinen Übungen der Geduld», die grosse Passion, gelebt:

«Die kleinen Übungen der Geduld»

Die grosse Passion, unser Leiden, einverstanden, wir warten darauf; wir wissen, dass es kommen wird, und es ist beschlossene Sache, dass wir es mit einer gewissen Grösse durchstehen wollen.

Wir warten auf die Stunde, wo wir uns aufopfern dürfen. Wir wissen, dass wir wie Holz im Feuer verbrennen müssen; dass wir wie ein Faden, der von der Schere abgeschnitten wird, getrennt werden müssen.

Wir warten auf die grosse Passion. Wir warten, aber sie kommt nicht.

Was kommt, sind die kleinen Geduldsproben.

Diese Übungen der Geduld, diese kleinen Partikel der Passion, deren Aufgabe es ist, uns unmerklich sterben zu lassen zu deiner Ehre, sterben zu lassen ohne Eigenruhm. Schon am Morgen suchen sie uns auf:

Unsere Nerven sind angespannt und gehen mit uns durch;
der Bus ist schon voll, wenn er kommt,
die Milch kocht über,
der Kaminfeger kommt unangemeldet,
die Kinder machen alles durcheinander,
der Mann bringt Gäste mit,
ein Freund jedoch kommt nicht;
das Telefon läutet ununterbrochen,
die, die wir lieben, streiten sich;
man möchte schweigen und muss reden;
man möchte reden und muss schweigen;
man möchte ausgehen und muss daheim bleiben,
und zu Hause bleiben, wenn man weg muss;
man sucht im Mann eine Stütze,
und der wird schwach wie ein Kind;
das tägliche Einerlei ödet uns an,
und wir sehnen uns ruhelos nach all dem, was wir nicht haben können.

So treten die Geduldsübungen an uns heran, nebeneinander oder hintereinander, und sie vergessen immer, uns zu sagen, dass sie das Martyrium sind, das uns bestimmt ist.

Wir aber lassen sie verächtlich vorüberziehen und warten auf eine Gelegenheit, unser Leben hinzugeben, eine

¹⁴ Madeleine Delbrêl, *La joie de croire*, Paris, Seuil 1968, S.144–145.

Gelegenheit, die es wirklich wert wäre.

Es gibt zwar Äste, die im Feuer brennen – aber wir vergessen, dass es aber auch Bretter gibt, die unter unseren täglichen Schritten ganz allmählich abgetreten und zu Sägemehl werden.

Es gibt tatsächlich Wollfäden, die mit der Schere sauber abgeschnitten werden – aber wir haben vergessen, dass es auch Fäden im Pullover gibt, die sich täglich abn utzen auf dem Buckel dessen, der ihn trägt.

Wenn jedes Opfer ein Martyrium ist, so ist doch nicht jedes Martyrium ein Blutvergiessen. Es gibt ein unscheinbares Martyrium, konsequent, Tag für Tag, ein ganzes Leben lang. Das ist die kleine Passion der Geduldsproben.»¹⁵

¹⁵ Madeleine Delbrêl, *La joie de croire*, Paris, Seuil 1968, S.156–157, vgl. Übersetzung in: Schleinzer, *Gott einen Ort sichern*, S.36–37.

Zum Weiterlesen

- Madeleine Delbrêl, *Auftrag des Christen in einer Welt ohne Gott*, übersetzt von Hermann Josef Bormann und Ruth Disse, Einsiedeln ³2016.
- Madeleine Delbrêl, *Wir Nachbarn der Kommunisten*, übertragen von Hans Urs von Balthasar, Einsiedeln 1975.
- Madeleine Delbrêl, *Gebet in einem weltlichen Leben*, übertragen von Hans Urs von Balthasar, Einsiedeln ⁸2018.
- Christine Boismarmin, *Madeleine Delbrêl. Mystikerin der Straße*, übersetzt von Mathilde Wieman und Stefan Liesenfeld, München 2010.
- Annette Schleinzer (Hg.), *Madeleine Delbrêl. Deine Augen in unseren Augen. Die Mystik der Leute von der Straße*, München ²2015.

Heilig Dag Hammarskjöld



Am 29. Juli 1905 in Jönköping (Schweden) als Spross einer Adelsfamilie geboren. 1936 begann er seine Laufbahn als Staatssekretär im schwedischen Finanzministerium. 1946 wechselte er ins Außenministerium. 1953 wurde er zum Generalsekretär der UNO gewählt. 1957 erfolgte seine Wiederwahl. Am 18. September 1961 kam er während einer Vermittlungsmission in Ndola (im heutigen Sambia) bei einem Flugzeugabsturz ums Leben. Kurz nach seinem Tod wurde ihm 1961 der Friedensnobelpreis verliehen.

1905–1961

Politik und Ethik im Einklang

Angesichts der aktuellen weltpolitischen Lage, angesichts der Krisen, Kriege und des Terrors in so vielen Ländern, angesichts der 60 Millionen Menschen auf der Flucht, ist es sinnvoll, sich an einen Mann zu erinnern, der sein Leben dem Einsatz für einen weltweiten Frieden widmete: Dag Hammarskjöld, Generalsekretär der Vereinten Nationen. Ein erstaunlicher Mensch.

«Nicht ich, sondern Gott in mir». Das war ein Leitspruch von Dag Hammarskjöld. Das klingt ungewohnt für einen Politiker, der eines der höchsten Ämter bekleidete und sich damit inmitten der verschiedensten Machtinteressen bewegte. Es ist im Rückblick schon erstaunlich, dass sich an der Spitze der Vereinten Nationen für acht Jahre (1953–1961) ein Mann befand, der sich mit Mystik befasst und dessen Leben eine Suche nach Gott war.

Dag Hammarskjölds wichtigste Funktion war die des Generalsekretärs der Vereinten Nationen. Die UNO wurde 1945 nach dem Zweiten Weltkrieg zur Erhaltung des Friedens gegründet. Und zu Beginn – anders, als es etwa momentan der Fall ist – sah es auch so aus, als könne diese Organisation ihre ehrgeizigen Ziele verwirklichen, nämlich sich für Frieden weltweit einzusetzen. Das war zu einem grossen Teil Dag Hammarskjöld zu verdanken. Während seiner Zeit als Generalsekretär stand das Vertrauen in die UNO auf einem Höhepunkt.

Der Weltöffentlichkeit war Dag Hammarskjöld als hochrangiger Politiker mit Einfluss auf die Weltpolitik und das Weltgeschehen bekannt. Das ist aber nur die eine Seite des Menschen Dag Hammarskjöld. Abseits von der Politik übersetzte er die Werke der Philosophen Martin Buber und Saint John Perse ins Schwedische und schrieb selber

seine Gedanken und Eindrücke in seinem Tagebuch «Zeichen am Weg»¹ auf. Es ist ein spiritueller Wegbegleiter, ein wunderbares Dokument, in dem Dag Hammarskjöld als christlicher Denker, Mystiker und Dichter hervortritt. Diese Aufzeichnungen haben bis heute nichts an Aktualität und Anziehungskraft verloren. «Zeichen am Weg» kann dem aufmerksamen Leser zu einem lebensbegleitenden Andachtsbuch werden.

Es ist heute davon auszugehen, dass Dag Hammarskjöld von einigen Kreisen, die seiner Wahl zum Generalsekretär der UNO zugestimmt hatten, massiv unterschätzt wurde. Denn kaum war er am New Yorker East River eingezogen, befragten ihn die Journalisten zu seinem so schwer auszusprechenden Namen, und er gab schlagfertig die Antwort: «Nennen Sie mich Hammerschild». Und er legte das Bild für sich so aus: Schmiedehammer für die Realisierung der Menschenrechte und der UN-Charta wolle er werden – Schutzschild für die aus der Kolonialherrschaft freigekommenen, blockfreien Staaten.

In den Stricken des Todes

Dag Hammarskjöld war für die Weltmächte ein «Unbequem». Und er war sich der destruktiven Mächte, welche das Weltgeschehen beherrschten und noch immer beherrschen, bewusst. Der Konfrontationskurs Dag Hammarskjölds gegen einige der mächtigsten Staaten dieser Erde sollte sich noch auswirken. Zu Beginn des Jahres 1961 hatte in der Stadt Leopoldville die Armee die Macht übernommen: Im Kongo war der Bürgerkrieg ausgebrochen. Die Provinz Katanga, ohne deren Bodenschätze wie Kupfer und vor allem Uran der Kongo nicht überlebensfähig war, hatte sich abgespalten. Russland, England und Belgien wurden zu heftigen Gegnern der Kongo-Aktion der Vereinten Nationen. Katanga mit seinen geostrategisch bedeutenden Uranvorkommen als UNO-Protectorat? Das war für einige Grossmächte undenkbar.

Nachdem die Verhandlungen in Leopoldville für Dag Hammarskjöld völlig unbefriedigend verlaufen waren, beschloss er völlig überraschend, am 17. September 1961 nach Ndola (im heutigen Sambia) und Katanga zu fliegen, um mit Tschombé, dem Anführer der abtrünnigen Provinz Katanga, über einen Waffenstillstand zu verhandeln. In seinem Zimmer in Leopoldville liess er seine letzte Lektüre zurück: «Die Nachfolge Christi» von Thomas von Kempfen. In diesem Buch fand sich auch

¹ Dag Hammarskjöld, Zeichen am Weg. Das spirituelle Tagebuch des UN-Generalsekretärs, Deutsch von Anton Graf Knyphausen, Stuttgart ©2019.

der Amtseid von Dag Hammarskjöld als UNO-Generalsekretär eingetragen: keiner einzelnen Regierung zu gehorchen, sondern nur dem Geiste der UNO-Charta verantwortlich zu sein.

Um 20.35 Uhr näherte sich das Flugzeug Ndola. Der Turm auf dem Flughafen empfing die Nachricht, die Maschine setze zum Landen an. Aber erst sechs Stunden später meldete der Flughafen, dass sie nicht eingetroffen sei. In dieser Zeit ist sie, etwa neun Kilometer von der Grenze Katangas entfernt, in der Landescheife abgestürzt. Man fand das ausgebrannte Wrack am Tag darauf. Dag Hammarskjöld, der äusserlich nahezu unversehrt in der Nähe des Wracks an einen Hügel gelehnt gefunden wurde, hat wohl noch kurze Zeit nach dem Aufprall gelebt. Seine schweren inneren Verletzungen wären jedoch in jedem Fall tödlich gewesen.

Am 17. März 2015 stand in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» zu lesen, dass Dag Hammarskjölds späterer Nachfolger Ban Ki Moon eine Expertenkommission eingesetzt habe, die neue Beweise prüfen solle, die auch auf eine Verschwörung unter Beteiligung westlicher Geheimdienste hindeuten könnten. Das ist nunmehr fast vier Jahre her und seitdem hat man nichts mehr gehört. Vieles deutet also darauf hin, dass es machtpolitische und wirtschaftliche Motive der alten kolonialen Cliquen waren, die Dag Hammarskjölds Leben ein gewaltsames Ende setzten.

«Glücklich sind die, die Frieden stiften»

Woher stammte das faszinierende Selbstbewusstsein dieses Mannes, der sich den Machtinteressen entgegen- und für den Frieden einsetzte? Wo seine Quellen waren, konnte man zu seinen Lebzeiten noch nicht ahnen – aber nachlesen, als das geistliche Tagebuch «Zeichen am Weg» Jahre nach seinem Tod erschien. Sein Selbstbewusstsein speiste sich aus einer unglaublichen, nicht verschämten Demut. Mehrfach spricht Dag Hammarskjöld von der Demut, «die nie vergeht». – Das ist das Sinnzentrum, von dem her er Demut leben will. Demut ist für ihn die Freiheit, die im Dienen liegt.

In Freiheit zu tun, was dran ist, nicht das, was Beifall findet: So hat Dag Hammarskjöld sein Amt wahrgenommen und das hat ihm schliesslich das Leben gekostet. Er war ein Politiker, der beispielhaft Ethik und Handeln miteinander verband, motiviert aus einer christlichen Grundhaltung, die aus den Quellen der Mystik schöpft. Meister Eckhart war ihm eine wichtige Inspiration. Das Faszinierende an Hammarskjölds Weg und Werk ist: der Einklang einer befreienden Spiritualität und ethischem Handeln und die Einheit von Politik und Mystik.

Dag Hammarskjöld ist somit zu einem Vorbild einer ethisch verantworteten Politik geworden, zu einem Massstab für alle seine Nachfolger. Angesichts der aktuellen Weltlage wären die heutigen politischen Verantwortungsträger gut beraten, sie würden sich ein Beispiel nehmen an dieser herausragenden Persönlichkeit.

Dag Hammarskjöld: Ein ökumenischer Heiliger, ein Politiker und Christ, dessen Glaube durch Liebe tätig war. Posthum wurde ihm 1961 der Friedensnobelpreis verliehen.

Zum Weiterlesen

- Dag Hammarskjöld, *Zeichen am Weg. Das spirituelle Tagebuch des UN-Generalsekretärs*, Deutsch von Anton Graf Knyphausen, Stuttgart 62019.
- Henrik Bergen, *Dag Hammarskjöld. Das Unmögliche möglich machen. Die Biografie*, Stuttgart 2017.
- Lore Kugele, *Redlich vor Gott. Eine Studie zur ethischen und religiösen Identität Dag Hammarskjölds*, Sankt Ottilien 2017

Chiara Lubich

Heilig



Am 22. Januar 1920 in Trient (Norditalien) geboren. Aufgewachsen in Trient, Unterbrechung des Philosophiestudiums durch den Krieg; Ausbildung zur Primarlehrerin. 7. Dezember 1943: Gelübde, mit dem sie sich Gott weiht. Dieses Datum wird als der Beginn der Fokolar-Bewegung angesehen. 1962 erste Anerkennung der Bewegung durch Papst Johannes XXIII. unter dem kirchlichen Namen «Werk Mariens». Ausbreitung und Entwicklung der Bewegung in allen Kontinenten. 1977 Templeton-Preis für den Fortschritt der Religionen, London. 1996 UNESCO-Preis für Friedenserziehung, Paris. 1998 Menschenrechtspreis des Europarates, Strassburg. Ehrendoktorwürden zahlreicher Universitäten verschiedener Kontinente. Am 14. März 2008 in Rom gestorben.

1920–2008

Ein Leben für die Einheit

Als die Italienerin Chiara Lubich am 14. März 2008 in Rom starb, hinterliess sie als ihr Lebenswerk die internationale, ökumenisch und interreligiös tätige Fokolar-Bewegung: ein buntes Volk, das mehrere hunderttausend Kinder, Jugendliche, Frauen und Männer aus allen Kulturen, sozialen Schichten, kirchlichen Traditionen, Religionen und Weltanschauungen zählt.

Chiara Lubich hatte die Gabe, den Menschen so zu begegnen, dass sie sich geachtet und verstanden fühlten und sich selbst und ihre eigene Aufgabe, ihre persönliche Berufung tiefer erkannten. Bei der Trauerfeier für sie in der römischen Basilika Sankt Paul vor den Mauern sagte beispielsweise der anglikanische Bischof Robin Smith: «Mit meinen Mitbrüdern sagten wir oft: <Chiara ist noch mehr Anglikanerin als wir alle!>» Und ein buddhistischer Mönch aus Thailand sprach von «Mamma Chiara» und war überzeugt: «Sie gehört nicht nur den Christen, sondern der ganzen Menschheit.»

Kunst zu lieben

Ihre «Kunst zu lieben» war verankert in den Worten Jesu, die sie zusammen mit anderen jungen Frauen im Evangelium entdeckt hatte: «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst» (Mt 19,19); «Liebt einander, wie ich euch geliebt habe» (Joh 13,34); «Liebt eure Feinde» (Lk 6,27). Die gegenseitige Liebe wurde die Grundlage ihres Lebens, während in Trient, wo sie geboren und aufgewachsen war, der Zweite Weltkrieg Zerstörung und Tod brachte. Wenn sie und ihre ersten Gefährtinnen in einem Bunker Schutz vor den Bomben suchten, konnten sie nicht viel mitnehmen, doch oft hatten sie das Evangelium mit dabei. Den Tod

vor Augen, fragten sie sich, was Gott in diesen Momenten als «Letzten Willen» von ihnen wollte. Sie fanden die Antwort im Evangelium: die Liebe. Sie begannen untereinander eine gegenseitige Liebe zu entwickeln, die Mass nahm an dem «neuen Gebot Jesu» (Joh 13,34). Dabei machten sie eine überraschende Entdeckung: Das Wort «Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen» (Mt 18,20; vgl. auch Lk 24,13–32) blieb keine fromme Worthülse, sondern sie erlebten die geistige Gegenwart Jesu unter ihnen. «Der Meister selbst war mit seinem Licht unter uns getreten und erleuchtete uns die Worte der Schrift», erklärte Chiara Lubich einmal Interessierten, welche die Fokolar-Bewegung und ihre Ziele kennenlernen wollten.

Und da war noch eine weitere entscheidende Entdeckung der Anfangszeit: In den Abschiedsreden Jesu, die der Evangelist Johannes überliefert, fanden sie gleichsam die «Magna Charta» für ihr Leben: Mit ganzer Hingabe dazu beizutragen, dass sich die Worte Jesu «Vater, gib, dass alle eins seien» (Joh 17,21) erfüllen, wurde zum Sinn ihres Lebens.

Am Herdfeuer

Berührt von der Art und Weise Chiaras und ihrer ersten Gefährtinnen, die Kunst des Liebens zu verwirklichen, schlossen sich ihnen Hunderte Menschen in Trient an. Sie waren tief betroffen von ihrer Wärme und Herzlichkeit, aber auch von der konkreten Hilfe in der Not des Krieges. Viele Menschen hatten ihr Hab und Gut und ihnen nahestehende Menschen verloren oder litten Hunger. Bei der Gemeinschaft um Chiara Lubich fanden sie Trost und Würde, Nahrung und Kleider und vieles mehr. Sie nannten Chiara Lubich und ihre Gefährtinnen «Focolarine». «Focolare» bezeichnet in den alten Trienter Bauernhäusern den Herd, die Feuerstelle im Haus, aber auch das Familienleben. Die Leute, die Chiara Lubich und die ersten «Fokolarinnen» kennenlernten, machten die Erfahrung, zu einer Familie zu gehören, in der man sich wärmt, miteinander Freud und Leid teilt. Der Name «Fokolar-Bewegung» für die verschiedenen Formen des Engagements in dem von Chiara Lubich gegründeten Werk ist bis heute geblieben.

Nachkriegszeit

Auch nach dem Krieg blieben Chiara Lubich und ihre Gefährtinnen zusammen. Um sie hatte sich inzwischen eine weit verzweigte Gemeinschaft gebildet, welche die Erfahrung intensiven Lebens mit dem Evangelium weiterführen wollte. Die Bewegung breitete sich von Trient bald in andere Städte Italiens und dann auch in die Nachbarländer aus. Familien, Alleinstehende, Ordensleute, Priester, Bischöfe,

kurz Menschen mit den verschiedensten Lebensentwürfen und Berufen waren bald vertreten. In der Schweiz lernten reformierte Christinnen und Christen als erste die Bewegung kennen und wollten wie die Fokolare dem Evangelium gemäss leben. Schon bald gab es erste Treffen für sie in Schaffhausen, Zürich und seit den 60-er Jahren auch in anderen Schweizer Städten sowie auf internationaler Ebene nahe bei Rom.

Zweites Vatikanisches Konzil

Inzwischen fand in Rom das Zweite Vatikanische Konzil statt, und die Fokolar-Bewegung erhielt durch Papst Johannes XXIII. eine erste offizielle Anerkennung des Vatikans. Die Öffnung der katholischen Kirche auf die anderen Konfessionen und Religionen hin, ja die Feststellung, dass Atheisten, die ihrem Gewissen folgen, auch das Heil erlangen können, die Zuwendung hin zur modernen Welt, entsprach völlig der Ausrichtung der Fokolar-Bewegung, ihrem Charisma der weltweiten Geschwisterlichkeit. Die Bewegung breitete sich nun auch auf andere Kontinente aus. Grundlage des Lebens der Fokolare blieb weiterhin das Evangelium. Jeden Monat wird auch heute daraus ein Wort genommen und kommentiert. Dieses Monatswort oder «Lebenswort» geht an alle Mitglieder und Freunde der Fokolar-Bewegung weltweit, die sich dieses Wort zu eigen machen, es in ihrem Alltag zu leben versuchen und dann in Gruppen und Familien ihre Erfahrung damit austauschen. Inzwischen wird es in 96 Sprachen übersetzt.

In Ländern, in denen die Angehörigen der Bewegung mehrheitlich muslimisch, buddhistisch, hinduistisch usw. sind, nehmen diese das Lebenswort zum Anlass, in ihren eigenen Heiligen Schriften, etwa im Koran, nachzusehen, was dem Wort entsprechen könnte. So versuchen sie, es im Sinn und Geist der Fokolare, aber auch im Einklang mit ihrer Religion zu leben und sich darüber auszutauschen. An vielen Orten der Welt ist dadurch zwischen Christen und Angehörigen anderer Religionen ein «Dialog des Lebens» entstanden. Den Leuten ihrer Bewegung sagte Chiara einmal: «Werdet Apostel des Dialogs!»

Für eine geeinte Welt

Am 31. März 1999 legte Chiara Lubich Tausenden junger Menschen beim internationalen Festival der «Jugendlichen für eine geeinte Welt» in Rom ihren Traum ans Herz: «Für eine bessere Welt zu leben, in der die Menschen zu einer einzigen Familie gehören, eine einzige Heimat haben in einer solidarischen Gemeinschaft, in einer geeinten Welt.» Um diesen Traum zu verwirklichen, lud

Chiara Lubich die Jugendlichen dazu ein, so zu leben, dass «Jesus selbst, der Allmächtige» in ihrer Mitte gegenwärtig sei.

«Und von ihm kann man sich alles erwarten. Es kommt auf die Liebe an: unter euch, in jedem Winkel der Erde, unter Einzelnen, Gruppen, Nationen. Es braucht eine <Invasion> der Liebe, die auch durch euren Beitrag an Durchschlagskraft gewinnt, um so an einer Gesellschaft der Gerechtigkeit und Liebe, auf die wir alle warten, zu bauen. Dazu seid ihr berufen. Und dann werdet ihr grosse Dinge sehen»,

so die damalige Präsidentin der Fokolar-Bewegung.

Maria sein

Die Erfahrung der Gegenwart des Auferstandenen «in ihrer Mitte» (Mt 18,20) war für Chiara Lubich und die Mitglieder der Bewegung so real und tiefgreifend, dass man sich tatsächlich «von ihm alles erwarten kann». Und so war von Anfang an das erste und wichtigste Bemühen, Ihm unter ihnen – im kleinen Kreis oder bei einer grossen Zusammenkunft – Raum zu geben und Ihn so zu den Menschen zu tragen. So wie Maria Jesus der Welt geschenkt hatte, so wollte Chiara Lubich mit ihrem Charisma geistigerweise Jesus heute gegenwärtig werden lassen. An einem gewissen Punkt verstand sie – es war ein Moment der Erleuchtung –, dass ihre eigentliche Berufung darin bestand, Maria zu «sein», und wie sie Jesus in die Welt zu tragen, und das individuell wie auch gemeinschaftlich. Folgerichtig wurde ihre Bewegung von der römisch-katholischen Kirche als «Werk Mariens» anerkannt.

Schlüssel zur Einheit

Worin besteht das Einzigartige des Weges von Chiara Lubich und ihrer Kunst zu lieben? Gewiss – sie konnte doch nicht wünschen, eine elitäre Insel der Seligen zu schaffen, einen Ort ohne Probleme und Konflikte. So ermunterte sie alle, den Weg der Nachfolge Christi mit allen Konsequenzen zu wählen. Schon in der Anfangszeit der Bewegung hatte sie ihre Liebe zum gekreuzigten und verlassenen Jesus entdeckt. In dem Schrei Jesu am Kreuz: «Mein Gott, warum hast du mich verlassen?» (vgl. Mk 15,34) nahm sie den grössten Schmerz seiner Seele wahr. In jedem körperlichen oder seelisch-geistigen Trauma, dem sie in ihrem Leben begegnete, sah sie einen Aspekt des Gekreuzigten. Sie vereinigte sich innerlich mit ihm und erklärte ihm ihre Liebe. Sie ver-

schloss sich aber nicht im Leid, sondern wandte sich sogleich liebend dem Nächsten zu, suchte den Willen Gottes zu erfüllen und überwand so den Schmerz, der sich ihr letztlich auf verschiedene Weise als Mangel an Einheit zeigte. Sie ging vorwärts und erfuhr so das Licht und die Freude des Auferstandenen. Sie erlebte dann immer wieder die Umwandlung jeden Schmerzes in Liebe, eine Ostererfahrung. Der verlassene Jesus am Kreuz ist für sie zum Schlüssel für die Einheit geworden. Und immer wieder hat sie von dieser Liebe gelebt, ihr Geheimnis vielen weitergegeben, auch Angehörigen verschiedener christlicher Konfessionen und anderer Religionen. Unzählige Menschen sind auf ihre Anregung hin dem Vorbild des verlassenen Jesus gefolgt. Sie leben aus dieser Christus-Verwurzelung, «damit alle eins seien» (Joh 17,21).

Nach dem Tod von Chiara Lubich

Nach dem Tod einer markanten Gründerpersönlichkeit, wie sie Chiara Lubich war, muss bekanntermassen zunächst einmal eine Neuorientierung in allen Bereichen und Tätigkeiten des von ihr ins Leben gerufenen Organismus geschehen. Verdienst ihrer Nachfolgerin und gegenwärtig amtierenden Präsidentin, Frau Dr. Maria Voce, ist es, diesen Prozess sofort angestossen und in demokratisch beschlossenen Schritten begleitet zu haben.

Chiara Lubich hat ein komplexes Werk hinterlassen: Da sind die Fokolar-Gemeinschaften von Frauen und Männern, ledige und verheiratete, die – auch beruflich – im Leben stehen und sich äusserlich nicht von anderen Menschen unterscheiden; ihre «Ordenstracht» ist die gegenseitige Liebe. Da sind aber auch die sogenannten «Freiwilligen», die das Charisma in die verschiedenen Bereiche der Gesellschaft tragen sowie die «Freunde der Bewegung», die sich zum Beispiel in einer Lebenswort-Gruppe treffen.

Die Dialoge gehen weiter

Die verschiedenen Lebensformen der Fokolare und ihrer Trägerkreise erlauben einen flexiblen Einsatz der vorhandenen Personen als Auslöser oder Begleiter komplexer Entwicklungs- und Integrationsprozesse (Freiwillige, Fokolare auf Zeit, Sozialeinsätze an Brennpunkten humanitärer Not). Das Charisma von Chiara Lubich erweist sich dabei auch heute immer wieder als «Charisma der Einheit», das Brücken schlägt zu den Menschen guten Willens – ganz im Evangelium verwurzelt.

Die von Chiara Lubich initiierten Dialoge gehen weiter: innerkirchlich, interkonfessionell (z.B. im ökumenischen Netzwerk «Mitein-

ander für Europa»), aber auch interreligiös und im Bereich moderner Glaubensskepsis. Das von ihr gegründete Universitätsinstitut «Sophia» in Loppiano bei Florenz gewinnt an Effizienz sowie interkultureller und internationaler Vernetzung.

Auf dem Weg in die Zukunft

Das Charisma der Einheit wird wohl ein kostbarer Schatz und eine lebendige Quelle der Inspiration für die Kirchen und die Menschheit für die nächsten Jahrhunderte bleiben. Aber nun sind die Mitglieder – trotz unzähliger Aufzeichnungen und Zeugnisse der Gründerin – auf sich selbst angewiesen. Chiara Lubich spricht nicht mehr direkt zu aktuellen Fragen. Jetzt ist die Stimme von Jesus in der Mitte der Gemeinschaft wichtig. Zudem erlebt die Bewegung, vor allem in Europa, (wie viele Ordensgemeinschaften und christliche Kirchen) einen Rückgang an neuen, jungen Mitgliedern. Einer langen Periode der Expansion folgt heute – jedenfalls in Europa – eine Etappe der Konzentration.

Das Charisma der Einheit mit seinen philosophischen, theologischen und humanistischen Impulsen muss nun in dialogischen Prozessen weiterentfaltet werden, damit es eine unerschöpfliche Quelle bleibt für ein glaubwürdiges ökumenisches, aktives und kontemplatives Christsein in heutiger Zeit.

Zum Weiterlesen

- Chiara Lubich, *Wo Einheit wächst. Spirituelle Impulse für die Ökumene, Mit einer Einführung von Kardinal Walter Kasper, München 2017*
- Franco de Battaglia, *Wo alles anfang. In Trient auf den Spuren von Chiara Lubich, München 2013*
- Chiara Lubich, *Die grosse Sehnsucht unserer Zeit. Jahreslesebuch, München 2011*
- Chiara Lubich, *Alle sollen eins sein. Geistliche Schriften, München 1999*
- Franca Zambonini, *Chiara Lubich. Die Welt wird eins, München 1998*
- Iginò Giordani (Schriftsteller, Politiker und Mitbegründer der Fokolar-Bewegung), *Erinnerungen, München 1991*

Ein Blick in die Heilige Schrift

Gott erschuf den Menschen
als sein Bild, als Bild Gottes
erschuf er ihn.

Genesis 1,27

75

76

Die Bibel versteht Heiligsein vom Ursprung her: Nur Gott ist heilig. Heilig ist nicht eine Eigenschaft Gottes, sondern sein Wesen. Dieses Heiligsein wäre der Wahrnehmung des Menschen völlig entzogen, würde nicht Gott selbst sie offenbaren: in seiner Schöpfung, in seinem Wort, in seinem Handeln. Dieser in seiner Heiligkeit unnahbare Gott kommt dem Menschen also nahe. Er überwindet die unendliche Distanz zu seinem Geschöpf. Er erwählt sich ein Volk, er ist der Gott Israels. Er spricht zu seinem Volk: «Höre, Israel ...» (Dtn 6,4). Er bindet sich an sein Volk. In unverbrüchlicher Treue lebt und geht Gott mit diesem Volk: «Seid mir geheiligt; denn ich, der Herr, bin heilig, und ich habe euch von allen diesen Völkern unterschieden, damit ihr mir gehört» (Lev 20,26). Er erzieht und heiligt es durch sein Gesetz: «Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben und dein Leben lang seine Dienstordnung, seine Gesetze, Rechtsentscheide und Gebote bewahren» (Dtn 11,1–2). Gott holt den Menschen in den Raum seiner Heiligkeit hinein. Diese alttestamentliche Vorstellung wirkt im Neuen

Testament fort.¹ Die Ebenbildlichkeit mit seinem Schöpfer, die der Mensch durch seinen Ungehorsam verloren hat, stellt er durch seinen Sohn Jesus Christus wieder her. In ihm wird Gott Mensch. Gott hat den Menschen nicht aus der Welt herausgenommen, sondern ist selber in die Welt hineingekommen. Christus ist der schlechthin Heilige. Er ist der Sohn des heiligen Gottes; seine Heiligkeit ist identisch mit der seines Vaters: «Jetzt, verherrliche du mich, Vater, mit der Herrlichkeit, die ich bei dir hatte, bevor die Welt war» (Joh 17,5). Auf ihm ruht der Geist Gottes. Sein Lebensopfer am Kreuz ist vollkommene Sühne für alle menschliche Schuld: «Denn Gott hat die Welt so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren geht, sondern das ewige Leben hat» (Joh 3,16). Durch die Taufe wird der Mensch in den Tod Christi eingetaucht, um mit ihm zu neuem Leben aufzuerstehen: «Mit Christus wurdet ihr in der Taufe begraben, mit ihm auch auferweckt» (Kol 2,12). Dadurch wird der Christ heilig in Christus, hat er Anteil an der Heiligkeit Gottes. Dabei stand bei den frühen Christen die Gemeinde als von Gott geheiligt im Mittelpunkt, nicht der Einzelne. So grüsst Paulus im Römerbrief «alle in Rom, die von Gott geliebt sind, die berufenen Heiligen» (Röm 1,7)². Konkret wird die Teilhabe an Gottes Heiligkeit durch die Christusbefolgung. Durch sie kann die christliche Gemeinde und jeder einzelne Christ der Forderung

¹ Vgl. hier und im Folgenden Peter Gemeinhardt, *Die Heiligen. Von den frühchristlichen Märtyrern bis zur Gegenwart*, München 2010, S.14–15.

² Vgl. Gemeinhardt, *Die Heiligen*, S.14–15.

Jesu in der Bergpredigt entsprechen: «Seid also vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist» (Mt 5,48). Wer folgt, sieht den Rücken desjenigen, der vor ihm hergeht, nicht das Gesicht. «Ich will dich in die Felskluft stellen und meine Hand über dir halten, bis ich vorübergegangen bin», sagt der Herr zu Mose, «... du darfst hinter mir her sehen; aber mein Angesicht kann man nicht sehen» (Ex 33,22–23). Wer sich vor seinen Anführer stellt, erfindet einen eigenen Weg und geht in die Irre. Wer hinter seinem Anführer hergeht und dessen Rücken nicht aus den Augen verliert, kann den Weg nicht verfehlen.³ Gott holt so den Menschen in sein eigenes göttliches Leben hinein. Das Ziel ist das Sehen von Angesicht zu Angesicht, im geschenkten Gegenüber von Gott und Mensch. Wir sind zu der Herrlichkeit gerufen, in die Christus uns vorausgegangen ist.⁴

³ Gregor von Nyssa, *De Vita Moysis I.408D-409A / Γεωπλα II., S. 252–254.*

⁴ Vgl. Gebet der katholischen Liturgie zu Christi Himmelfahrt: *Allmächtiger, ewiger Gott, du hast uns, die wir noch auf Erden leben, deine göttlichen Geheimnisse anvertraut. Lenke unser Sinnen und Verlangen zum Himmel, wo Christus als Erster der Menschen bei dir ist.*

Heilige sind der Beitrag Gottes zur Entharmlosung des Christentums

Wolf-Eckart Failing, Theologieprofessor

Umgang mit Heiligen in der Geschichte

ständnisses von Geist als materiellen Substanzpartikeln gleichsam auch physisch teilhaben. Bei Polykarp von Smyrna, der Mitte des 2. Jahrhunderts selber den Märtyrertod starb, ist die liturgische Verehrung dieser Märtyrer und die Praxis, in der Nähe ihrer Gräber bestattet sein zu wollen, erstmals literarisch belegt. Gleichsam in sakramentalem Sinne wurde der Märtyrer zum Medium göttlichen Heils und zum Adressaten der Bitten der Gläubigen um Fürsprache bei Gott im Jüngsten Gericht.

Es etablierte sich die Vorstellung, dass es innerhalb der christlichen Gemeinde eine besondere Gruppe von Verstorbenen gäbe, die bereits ihr Ziel im Himmel erreicht hätten. Mit dem Ende der Christenverfolgungen zu Beginn des 4. Jahrhunderts trat neben das Märtyrerideal ein neues Leitbild, in welchem die Bekehrung und ein besonderes, möglichst asketisches Leben voller guter Werke einzelne Christen zu besonderen Heiligen machten. Damit wurden andere Aspekte der Christusbefolgung entfaltet, nicht frei von leibfeindlichen Einflüssen der Spätantike. Augustin schrieb: «Jener Paradiesgarten des Herrn enthält nicht nur die Rosen der Märtyrer, sondern auch die Lilien der Jungfrauen, das Efeu der Verheirateten und die Veilchen der Witwen» (Sermo 304,2). Unter den neuen Bedingungen des Staatschristentums verkörperten der Wüstenvater Antonius und Bischof Martin von Tours prototypisch zwei Ausprägungen des neuen Heiligenideals. Der eine zeigte durch ein Leben in der entbehrungsvollen Zurückgezogenheit und im Gebet, was Nachfolge Christi heissen konnte, der andere durch seinen Einsatz in verkündigendem Wort und barmherziger Tat für die Mitmenschen.

Beim Evangelisten Matthäus ist noch jeder ein Märtyrer, der sich zu Christus bekennt (Mt 10,32). Schon in der Offenbarung des Johannes werden jedoch die Seelen der um ihres Zeugnisses willen umgebrachten Christen herausgehoben, die bereits an der Auferstehung Christi teilhaben (Offb 8,9) und sich somit in der himmlischen Sphäre befinden. Der Märtyrer-Begriff wird im Laufe des 2. Jahrhunderts auf den des Blutzeugen eingeeignet. Der Märtyrer wird für alle zum Vorbild, die nicht in eine Verfolgungssituation geraten sind oder darin versagt haben. Die Kraft, bis in den Tod Christus nachzufolgen, wird den Märtyrern von Gott geschenkt. «In ihnen siegt, der in ihnen lebt» (Augustin, Sermo 280,4).

Allmählich wurden Märtyrer zu mehr als blossen Vorbildern eines geheiligten Lebens in radikaler Christusbefolgung oder zu Orientierungsgrössen trostsuchender Gläubiger. Indem der Gedanke der Gottespräsenz und der Christusförmigkeit des Lebens der Märtyrer in den Vordergrund rückte, wurden diese zu Trägern, ja zu Vermittlern der göttlichen Heiligkeit. An ihr wollte man im Rahmen eines antiken Ver-

Zunehmend wurden die Heiligen von den Gläubigen auch als Fürbitter bei Gott angegangen, durch ihn ein Wunder zu bewirken. Bei Gregor von Tours († 594) ist belegt, dass Heiligkeit sich darin zeigt, Wunder bewirken zu können. Dies brachte mit sich, dass Heilige allmählich auch direkt um ein Wunder gebeten wurden.

Die bereits für das 2. Jahrhundert belegte Verehrung von Märtyrern an ihren Gräbern und der Wunsch, an ihrer Heiligkeit auch andernorts zu partizipieren, führte zur Translation der Gebeine verstorbener Märtyrer in Kirchen (erstmalig durch Ambrosius im Jahr 386 in Mailand). Im Frühmittelalter setzte sich die Praxis durch, dass zu einem Altar die Gebeine eines Heiligen gehörten. Voraussetzung dafür war die Reliquienteilung und die Überzeugung, dass auch in einem Teil Gottes Heiligkeit ganz gegenwärtig sein kann.

Dadurch dass Heilige im Mittelalter zunehmend auch direkt Empfänger von Bitten um Wunder wurden, erhielten sie eine selbstständigere Stellung neben Christus als dem Mittler zwischen Gott und den Menschen. Nicht nur Beistand vor Gott im Jenseits könne bei ihnen gefunden werden, sondern auch Schutz im Diesseits. Als Nothelfer wurden sie die Personifikationen göttlicher Hilfe in den Nöten des menschlichen Lebens. Nicht nur ihre Reliquien, sondern auch Bilder, Lebensdaten und -orte usw. wurden Objekte einer eigenständigen Verehrung. Im Rahmen eines Patroziniums nahmen sie die Schutzpflicht für Kirchen, Länder und Berufsgruppen wahr. Es bildete sich im Laufe des Mittelalters rund ums Missionswesen, Bischofsamt, Ritter- und Königtum eine Vielfalt von Heiligentypen, bei der auch Frauen eine wichtige Rolle

spielten. Heiligenfiguren traten zuweilen in ein kritisches Spannungsverhältnis zu den mit weltlicher Macht ausgestatteten Vertretern der Kirche. Kirchliche Aufbrüche wie die monastischen brachten die Heiligenverehrung zu neuer Blüte. Hatte in der Alten Kirche und im Frühmittelalter die Definitionsmacht, wer ein Heiliger sei, noch beim gläubigen Volk und dann beim Ortsbischof gelegen, wurde die «Erhebung zu den Ehren der Altäre» ab dem Jahr 1000 zunehmend Sache des Papstes. Die Einrichtung eines Heiligsprechungsprozesses führte zu einer Eindämmung der Heiligsprechungen und zu einer kirchlichen Steuerung der Heiligentypen. Als Kriterien galten fortan die heroische Tugend im Leben und postmortale Wunder. Die grösste Blütezeit erlebte die Heiligsprechungspraxis der katholischen Kirche in jüngerer Zeit unter Papst Johannes Paul II. mit 483 Heiligsprechungen.¹ Hauptanliegen war, dass alle getauften Christen, auch Laien, Männer und Frauen, zur Heiligkeit berufen sind.²

¹ Vgl. www.heiligenlexikon.de.

² Im Oktober 2009 wurde in Rom eine grosse, weit über Italien hinaus beachtete Ausstellung eröffnet zum Thema: «Il Potere e la Grazia – I Santi Patroni d'Europa» – «Macht und Gnade – die heiligen Patrone Europas». Diese Ausstellung dokumentierte die Entwicklung des Verständnisses des Heiligseins von den Anfängen des Christentums bis in unsere Zeit. Zum ganzen Abschnitt siehe Peter Gemeinhardt, Die Heiligen. Von frühchristlichen Märtyrern bis zur Gegenwart, München 2010.

Heilige sind eine der zartesten Dichtungen Gottes, der Allmächtige hat sich dieses süsse Lied selbst vorgesungen.

Walter Nigg (reformierter Theologe, 1903-1988)

«Nun sag', wie hast du's mit der Heiligenverehrung?»¹

¹ Nach Goethes «Gretchenfrage». Cf. Faust I. «Nun sag', wie hast du's mit der Religion?»

Am Anfang der Beschäftigung mit dem Thema aus reformierter Sicht muss immer die Feststellung stehen, dass «Heilig» gemäss dem Neuen Testament grundsätzlich alle auf Christus Getauften sind. Als Heilige zu leben bedeutet, dem Willen Gottes gemäss ein Leben in Liebe zu leben zu seinem Lobe: «Denn in ihm hat er uns erwählt vor Grundlegung der Welt, damit wir heilig und untadelig leben vor ihm, in Liebe. «Er hat uns aus Liebe im Voraus dazu bestimmt, seine Söhne zu werden durch Jesus Christus und zu ihm zu gelangen nach seinem gnädigen Willen, zum Lob seiner herrlichen Gnade. / Er hat sie uns geschenkt in seinem geliebten Sohn» (Eph 1,4f).

Wie kam man dazu, einzelnen Menschen das Prädikat «heilig» zuzuschreiben?

Aus römisch-katholischer Sicht sei gleich zu Beginn eines vorweggenommen: Das Zweite Vatikanische Konzil hat klar festgehalten, dass «die Anhänger Christi von Gott nicht kraft ihrer Werke, sondern aufgrund seines gnädigen Ratschlusses berufen und in Jesus dem Herrn gerechtfertigt, in der Taufe des Glaubens wahrhaft Kinder Gottes und der göttlichen Natur teilhaftig und so wirklich heilig geworden sind.»² Ohne Übertreibung darf man somit sagen: Jeder Christ ist kraft der Taufe heilig, jeder Christ ist zur Heiligkeit, d. h. zur vollen Entfaltung der Taufgnade, berufen. Die als Heilige anerkannten und verehrten Menschen haben jedoch in besonderer Weise das Wort des heiligen Paulus in ihrem Leben verwirklicht: «Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir» (Gal 2,20).

² Dogmatische Konstitution «Lumen gentium» über die Kirche, Nr. 40.

Ist Verehrung der Heiligen legitim?

Heilige, die als Vorbilder verehrt werden, sind nicht «vollkommene» Menschen, ohne Fehl und Tadel, ohne Schwächen. Heilige sind nicht Sieger eines moralischen Wettkampfes, sie stehen nicht auf dem obersten Podest einer Olympiade der Frömmigkeit. Sie sind nicht Preisgekrönte der Kirche, nicht Empfänger einer Goldmedaille. Heilige sind Meisterwerke, Kunstwerke Gottes, ganz gelungenes Menschsein. In der Weihnachtsliturgie betet die katholische Kirche: «Allmächtiger Gott, du hast den Menschen in seiner Würde wunderbar erschaffen und noch wunderbarer wiederhergestellt. Lass uns teilhaben an der Gottheit deines Sohnes, der unsere Menschennatur angenommen hat.» Der Heilige hat sich in seinem Leben vollkommen von dieser Gnade erfassen lassen: Er ist von Gott erschaffen, nach seinem Bild; das Eintauchen in den Tod und die Auferstehung Christi, in das Erlösungswerk Christi bei der Taufe hat ihn noch schöner wiederher-

gestellt. Diese Gnade hat sein ganzes Leben durch und durch bestimmt und geprägt. Er ist transparent geworden auf Gott hin. Durch ihn kann Gott in dieser Welt sichtbar werden. Der Heilige strahlt Gott aus. Die Verehrung der Heiligen ist somit ebenso, ja zu allererst, Verherrlichung des göttlichen Wirkens, Verherrlichung Gottes.

Die Reformatoren hatten grundsätzliche Vorbehalte bezüglich der Funktion der Heiligen als Mittler und Adressaten von Fürbitten, ansonsten gab und gibt es unterschiedliche Ansichten, die von eher ablehnenden bis zu differenziert-positiven reichen. Eine bemerkenswerte Position formuliert das bekannteste reformierte Bekenntnis, das Zweite Helvetische Bekenntnis von 1566, welches neben der Vorbildfunktion der Heiligen auch den Aspekt der Verehrung umfasst: Sie sind «lebendige Glieder Christi», «Freunde Gottes, die Fleisch und Welt sieghaft überwunden haben. Wir lieben sie deshalb wie Brüder und ehren sie auch, allerdings nicht im Sinne göttlicher Verehrung, sondern durch ehrenvolle Wertschätzung und rechtes Lob. Ebenso folgen wir ihrem Beispiel. Denn wir wünschen mit inbrünstigem Verlangen und Gebet, als Nachfolger ihres Glaubens und ihrer Tugenden einst ebenso des ewigen Heils teilhaftig zu werden, mit ihnen ewig bei Gott zu wohnen und uns mit ihnen in Christus zu freuen.»³

³ Heinrich Bullinger, Das Zweite Helvetische Bekenntnis, ins Deutsche übertragen von Walter Hildebrandt und Rudolf Zimmermann, Zürich 1998, S.29.

Darf oder soll man zu den Heiligen beten?

Der Mensch wird nicht in eine «Splendid Isolation», sondern in eine Gemeinschaft hineingeboren. Auf Gemeinschaft sind alle angewiesen. Niemand schafft das Leben ganz allein; niemand besitzt alle Fähigkeiten und Kompetenzen, um jede Situation meistern, jedes Problem lösen zu können. Wir brauchen den andern, wir brauchen seine Nähe, seine Zuneigung, seine Talente und Begabungen.

Auch die Taufe macht uns zu Gliedern einer Gemeinschaft, der *Communio Sanctorum*, der Gemeinschaft der Heiligen. Im Apostolischen Glaubensbekenntnis beten wir Christen: «Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen».

Die Heiligen sind Vorbilder und Freunde. Sie haben Ähnliches durchgemacht wie wir. Sie wissen, was es heisst, mit dem Rücken zur Wand zu stehen. Sie kennen Dunkelheit und Ausweglosigkeit. Heilige wissen aber, dass keine menschliche Tragödie, keine noch so dunkle Nacht sie von Gott trennen kann; dass Gott sie aufsucht, begleitet, ihnen u. U. die Selbstsicherheit, das Selbstvertrauen wegnimmt, damit der Raum frei wird für ihn. Heilige wissen, dass gerade ihre Schwäche die offene Tür ist, die Gottes Wirken in ihr Leben hineinlässt. Diesem Wirken der Gnade setzen sie keinen Widerstand entgegen, legen sie kein Hindernis in den Weg. Und das ist es auch, was sie uns zeigen und weitergeben wollen. Dafür nützen sie ihre grosse Nähe zu Gott, ihre besonders tiefe Beziehung zu Gott, dafür beten sie mit uns und für uns, sie, die bereits am Ziel angekommen sind. Und mit diesem Einstehen bei Gott begleiten sie uns. «Aus der Hand des Engels stieg der Weihrauch mit den Gebe-

ten der Heiligen zu Gott empor» (Offb 8,4).

Die einmal mit der Taufe gegebene *Communio Sanctorum* hört nach katholischem Glauben mit dem Tod nicht auf, zwischen den noch auf Erden lebenden Christen und den verstorbenen Christen bricht der Kontakt nicht ab. «Die Liebe hört niemals auf ...» (1Kor 13,8) und kennt keine Grenzen. Die Fürbitte der Heiligen ist somit eine «Familienangelegenheit»: «Wenn darum ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit; wenn ein Glied geehrt wird, freuen sich alle Glieder mit» (1Kor 12,26). *Communio Sanctorum* ist weder Ersatz noch Zugabe zum Erlösungswerk Christi. Denn es gibt gar keine *Communio Sanctorum* ohne Christus, es gibt sie nur in Christus, durch Christus und mit Christus! Gerade weil Gott allein genügt, gibt es Heilige.

Bei der Frage des Betens zu Heiligen kann die reformierte Kritik am Heiligenwesen und der Heiligenverehrung nicht verschwiegen werden. Sie gehört zur Trennungsgeschichte der christlichen Kirchen dazu: Menschen würden durch die Verehrung und Anrufung der Heiligen um Fürbitte bei Gott ihre Hoffnung auf Menschen statt auf Gott setzen. Damit wird Gott nicht genügend Ehre gegeben. «Uns genügt Gott und der Mittler Christus», heisst es im Zweiten Helvetischen Bekenntnis im Anschluss an 1Tim 2,5. «Es ist ein Gott, es ist auch ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus». Mit dem «Solus Christus, allein Christus» der Reformatoren – dem Hinweis, dass Gott in Christus vollständig zum Heil der Menschen gehandelt hat – rückte Christus den Menschen und ihrer Sorge um ihr Seelenheil näher: «Und wenn einer sündigt, haben

wir einen Beistand beim Vater, Jesus Christus, den Gerechten» (1Joh 2,1.) Diese Einsprüche gilt es bei der Beschäftigung mit dem Thema im Auge zu behalten. Zu Heiligen zu beten und um ihre Fürbitte zu ersuchen, ist für Reformierte folglich keine Option.

Die Kirche braucht die Heiligen des Alltags, Heilige des alltäglichen Lebens, die es konsequent leben.

Papst Franziskus (Jorge Mario Bergoglio, *1936)

Urban Icons — zwölf Fotoporträts

So begab ich mich mit meinem Fotoprojekt auf die Suche nach diesem Geheimnis. Dabei fühlte ich mich eher wie eine Goldgräberin, denn jede dieser Begegnungen lehrte mich etwas Wichtiges über die Liebe und die Grösse Gottes.

Irgendwie war es auch ungewöhnlich Menschen anzufragen, um mit ihnen Bilder für ein Buch mit dem Titel «Heilig» aufzunehmen. Denn keiner von den Angesprochenen würde sich in den Vordergrund stellen wollen oder Ehre für sich selber suchen. Und genau das ist das Spannende.

Ich glaube, Menschen sind einzig Heilige, weil Gott sie liebt und spannende Schätze in sie gelegt hat. Jeder ist damit auf seinem Weg, um das zu verstehen, jeder mit allen persönlichen Ecken und Kanten. So glaube ich auch, dass Heilige nicht heilig sind wegen ihrer eigenen Leistung, sondern weil sie in Dankbarkeit ihr Leben und ihre eigene Persönlichkeit annehmen, um darin mit Gottes Hilfe zu wachsen. Wenn man mit liebenden Augen schaut, sieht man anders, als wenn man sich durch Angst seine Sicht vernebeln lässt. Gott ist Liebe und sieht aus Liebe. Vermutlich reicht die Spanne eines Lebens nicht aus, um das zu begreifen.

Es war Dankbarkeit, die uns motivierte, diese Porträts aufzunehmen. Nicht nur des Bildes wegen, sondern auch um Menschen Mut zu machen. Ich finde es wunderschön, wenn ein Mensch ganz sich selber ist. Licht soll man nicht unter den Scheffel stellen. Wenn Geschichten ein Gesicht bekommen, sprechen sie einfach nochmals eine andere Sprache. Die zwölf Menschen, von denen ich Porträts aufnehmen durfte, sind mir dabei zum Vorbild geworden. Dies auch, weil

sie das Gold in den Alltag und auf die Strassen bringen. Dafür ist es ja auch geschaffen, weil es da gebraucht wird. Licht braucht Goldflächen zum Leuchten, und Gold wird erst richtig interessant, wenn es im Licht steht. So entsteht ein Teamwork. Jeder ist gemeint und jeder ist geschaffen, um vor dieser goldenen Wand zu stehen und sich im Gold der Wand zu spiegeln.

Ikonen sind auch in der Ostkirche mehr als Kunstwerke. Sie dienen der göttlichen Wahrnehmung, vermitteln weltanschauliche Impulse und sprechen eine ästhetische Sprache. Ich denke, sie möchten ein Fenster sein, um dem Betrachter einen Blick in das Herz Gottes zu gewähren. Schon allein das Herstellungsverfahren der Ikonen ist aufschlussreich und erfordert viel Erfahrung. Der Untergrund muss unter anderem sorgfältig mit Kreidewasser vorbereitet werden, damit später das Gold darauf schön poliert werden kann. Ein Werk oder eine alte Holzplatte erfahren so Blatt für Blatt eine Transformation zu einem neuen, ganz anderen Wert. So ist es doch auch mit uns Menschen. Denn mit Christus hat sich der Himmel mit der Erde verbunden und lagert sich dort, wo man ihm Platz gibt. Dadurch kann auch eine ungewohnte Optik entstehen. Das mag ich, denn es erfordert einen frischen Blick, um dies zu erkunden.

So wünsche ich mir, dass die «Urban Icons» einen Beitrag auf diesem Weg leisten.

Pia Petri Maurer

lebt als freiberufliche Künstlerin und Gestalterin in Winterthur. Die Schweizerin und Schwedin beschäftigt sich in ihrer Arbeit vor allem mit Themen an der Schnittstelle von Glaube, Kunst und Kommunikation.

Ist es nicht faszinierend, wie Gold im Licht glänzt? Von sich aus kann es das nicht. In einem dunklen Raum reichen schon Kerzen aus, um goldene Werke zum Leuchten zu bringen. Je nach Betrachtungswinkel und Bewegung reflektiert das Licht fortlaufend und verleiht einem Werk seinen eigenen Glanz.

Diese Tatsache drückt für mich das zentrale Wesen der Ikonenbilder aus. Menschen, die sich am göttlichen Licht orientieren, strahlen etwas Heiliges aus. Sie sind nicht das Licht, doch sie pflegen ein Leben, in welchem sie ihre «Goldfläche» rein bewahren, indem sie vergeben, überwinden, segnen ...

In der vorreformatorischen Zeit wurden goldene Kunstwerke in den Kirchen manchmal so verehrt, als wären sie selber das Licht. Wenn ein Werk die Ehre, die dem Licht gebührt, für sich selber beansprucht, erreicht es wohl das Gegenteil. Und so schüttete man leider im Bildersturm der Reformation auch gleich das Kind mit dem Bad aus. Doch Bilder sind etwas Wunderbares, denn sie können Mut machen, inspirieren und innere Horizonte öffnen.



Claudio Nägeli mit Baker

Der Bauingenieur verbringt mit seiner Familie gerne Zeit für und mit Flüchtlingsfamilien. Auf dem Bild ist er mit Baker, seinem Freund aus Syrien, zu sehen.



Monika Seeholzer

betet gerne und viel für Menschen, unterstützt und begleitet Kinder in der Schweiz, in Südamerika und Afrika.



97

Janine Maccio

Mutter und Adoptivmutter, war oft mit ihrer Familie und Freunden in griechischen Flüchtlingscamps und hilft im Verborgenen vielen Menschen.

98



Heilig

99

100

Daniel Oehninger

Als Angus-Bauer und Tierfreund achtet er sorgsam auf Gottes Segen und erlebt diesen als wichtigen Rückenwind im Alltag. Denn Gedeihen und Gesundheit sieht er als Geschenk Gottes.



Johannes Werder

Student, wurde grundlos auf der Strasse zusammengeschlagen und lag wochenlang im Koma. Später, und auch im Gerichtssaal, hat er den Mitgliedern der Bande vergeben.

Ludka Widmer

Konservatorin-Restauratorin, lernte ihr Handwerk an der Nicolaus Copernicus Universität in Torun (Polen). Heute lebt sie der Liebe wegen in der Schweiz. Neben ihrer Ateliertätigkeit ist sie auch Künstlerfrau und Muse, Mutter und engagiert sich in der Kinderkirche der katholischen Kirche.

103



104



Markus Fuchs

Als Handwerker, Musiker und Vater von vier tollen, erwachsenen Jungs versteht er, wie Glaube, Familie, Sound und Hobelspäne zusammenspielen.



Kati Frohriep

Für Kati Frohriep ist Jesus das Zentrum ihres Lebens. Ihr Wunsch ist, dass Sein Plan für sie zu ihrem innersten Bedürfnis wird. Sie wuchs in NY als Tochter jüdisch ungarischer Einwanderer auf. Als junge Schauspielerin verkörperte sie Anne Frank am Deutschen Theater. Später studierte sie Psychologie. Sie ist Mutter von sechs Kindern und Grossmutter von neunzehn Enkelkindern.



Michael und Jonas Schaffner
leben eine tiefe von Liebe geprägte Vater-Sohn Beziehung,
trotz der Trisomie 21 von Jonas.



111

Tabea Kämpf

sucht als freischaffende Musikerin immer wieder nach neuen Wegen, wie sie Glaube und Musik verbinden kann.

112



Parisa Noroozi

lebt heute in Zürich, nachdem die Architektin u.a. wegen ihres christlichen Glaubens aus dem Iran fliehen musste.



Christian Mathis

Der ehemalige Bergbauer, Schreiner und Grundbuchverwalter blickt mit seinen 101 Jahren dankbar auf ein reiches Leben und 74 glückliche Ehejahre zurück. Doch am wichtigsten ist ihm, dass er den Frieden in Jesus fand und mit Zuversicht auch in die Zukunft blicken kann.

Epilog

118

Wenn man einmal begonnen hat, an Gottes Hand zu wandern, ja, dann wandert man weiter, das ganze Leben wird zu einer einzigen Wanderung.

Etty Hillesum (Holländische Jüdin, 1914–1943)

117

men in Kirche und Gesellschaft; der Umgang mit Destruktivität und die Hinwendung zum Leben von ETTY HILLESUM; die Liebe im Zentrum bei THERESE VON LISIEUX und die Reifung ihrer Persönlichkeit; das Leben aus der Stille und dem Hören auf das Wort Gottes bei JOCHEN KLEPPER; der intensiv gelebte persönliche Einsatz CHIARA LUBICHS für die Einheit der Kirche und die politische Mission aus einer inneren Kraft heraus von DAG HAMMARSKJÖLD.

Trotz der Vielfalt haben sich Gemeinsamkeiten in all den geschilderten Lebensbildern gezeigt. Diese Menschen haben eine spektakuläre Wende in ihrem Leben, einen Bruch oder eine Krise erfahren. Mit einer Ausnahme sind sie alle keine kanonisierten Heiligen. Alle waren sie Zeuginnen und Zeugen Jesu durch das eigene Leben, hielten sie eine Berufung durch bis zum Ende. Je auf ihre Weise haben sie Verantwortung für das ihnen von Gott Anvertraute und ihre eigenen Handlungen übernommen. Eine gemeinsame Besonderheit von ihnen allen ist, dass sie nahe bei den Menschen waren, ohne zum Mainstream zu gehören. Allen gemeinsam ist ferner ein Leben in Ambivalenz. Und dunkle Momente gehörten zu ihrem Leben, vielleicht mehr als bei anderen Menschen. Auffällig ist auch, dass die Leben all dieser Menschen, die wir nacherzählt haben, etwas sehr Fragmentarisches an sich haben. Darin zeigt sich, dass Gott – wie es der Apostel Paulus sagt – auch aus Stückwerk etwas Ganzes machen kann.¹

¹ Vgl. 1 Kor 13, 9.f, Schatz in irdnen Gefässen, 2Kor 5.

Dieses Büchlein ist der Ertrag der mehrere Jahre dauernden ökumenischen Beschäftigung der Evangelisch/Römisch-katholischen Gesprächskommission ERGK der Schweizer Bischofskonferenz und des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes mit dem Thema Heilige. Was früher für das stand, was die Konfessionen trennte, liess uns nun einander besser verstehen, theologisch wie menschlich.

Bei der Auswahl der Lebensbilder liess sich die Kommission von den individuellen Zugängen ihrer Mitglieder zum Leben einer Heiligen oder eines aussergewöhnlichen Menschen leiten. Dabei zeigte sich eine Vielfalt von Lebensentwürfen und eine Vielzahl von Möglichkeiten, wie Menschen ihr Leben erlebten, welchen Sinn sie darin fanden, welche Aufgabe sie als die ihnen von Gott gegebene erkannten und akzeptierten.

Einzelne Besonderheiten bleiben uns in Erinnerung: die fröhliche Nächstenliebe und leidenschaftliche, tiefe Christusbeziehung Madeleine Delbrêls, ihre realistische und humorvolle Konfrontation mit den Proble-

Wie haben diese Menschen Gottes Willen in ihrem Leben entsprochen? Sei es, dass sie sich in ihrem Leben für Benachteiligte einsetzten oder für ihre Nächsten, für den Auftrag der Kirche oder den Frieden in der Welt: erkennbar wird darin ein Leben und Handeln in der Liebe. Und ganz wichtig in ihrem Leben war für sie alle das felsenfeste Vertrauen auf das Wirken des Heiligen Geistes.

Wenn wir von «Heiligen» sprechen oder – in traditionell-christlicher Sprache – von Menschen mit einem geheiligten Leben, dann sprechen wir von Menschen mit einer besonderen Gottesbeziehung; von Menschen, in deren Leben Gottes Wirken auf besondere Weise sichtbar wird.

Heiligenviten sind wie farbige Kathedralfenster, durch die das Licht Gottes sich auf vielfältige Weise bricht. Christliches Leben konkret ist bunt. «Unsere Heiligen» haben ihre Ebenbildlichkeit Gottes je auf ihre Weise gelebt. Heilige sind transparent für das Göttliche. Der Begriff «heilig» ist somit Ausdruck einer Beziehung zu Gott. Dabei zeigte sich gleichzeitig, dass «Heiligkeit» etwas ist, das zutiefst im Alltag und damit im Leben jedes Christen und jeder Christin seinen Platz hat. Heiligkeit ist darum zuerst das Kennzeichen aller Gläubigen, das sie mit der Taufe erhalten haben.

Die Beispiele wollen uns aufmerksam machen, dass wir uns nicht damit begnügen dürfen, «aus unserem christlichen Leben ein Museum voller Andenken zu machen».²

In unseren Gesprächen haben wir uns oft gefragt, was das «Ziel» von Heiligkeit sei. Dabei zeigte sich zunächst, dass diese Frage in den beiden Konfessionen traditionellerweise durchaus unterschiedlich beantwortet wird. Während auf katholischer Seite Heiligkeit eher unhinterfragt ist, ist für das protestantische Empfinden folgendes Zitat Dietrich Bonhoeffers aus einem Brief von 1944 symptomatisch: «Ich erinnere mich eines Gesprächs, das ich als Student vor 13 Jahren in Amerika mit einem französischen jungen Pfarrer hatte. Wir hatten uns ganz einfach die Frage gestellt, was wir mit unserem Leben eigentlich wollten. Da sagte er: «Ich möchte ein Heiliger werden» ...; das beeindruckte mich damals sehr. Trotzdem widersprach ich ihm und sagte ungefähr: ich möchte glauben lernen.»³

In der Auseinandersetzung zwischen Katholiken und Protestanten um Heilige und Heiligenverehrung hat immer auch der Gegensatz Jenseits-Diesseits eine grosse Rolle gespielt, nicht so in unserem ökumenischen Gespräch. Uns war klar, dass die Beschäfti-

² Papst Franziskus, *Gaudete et Exsultate. Apostolisches Schreiben über den Ruf zur Heiligkeit in der Welt von heute*, 19. März 2018, Nr. 139.

³ Zitiert bei Gemeinhardt, *Die Heiligen*, S.9; Dietrich Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft*. Hg. von Christian Gremmels, Eberhard Bethge und Renate Bethge, München 1998, S.541f (Dietrich Bonhoeffer Werke Band 8).

gung mit Heiligen und Vorbildern im Glauben uns auf das Leben im Hier und Jetzt verweist und zwar so, dass gleichzeitig etwas von Gottes Ewigkeit schon aufleuchtet: Von diesen Menschen können wir lernen, wie der christliche Glaube ein Leben zu prägen vermag und wie ein Mensch, der aus dem Wort Gottes ein Leben der Gottes- und Nächstenliebe lebt, seine Berufung findet in dieser Welt, in der Gottes Reich schon beginnt. Wir dürfen die Ewigkeit nicht auf später verschieben! Uns beeindruckte in all den hier erzählten Lebensgeschichten die existentielle Verbindung zwischen Zuwendung zu Gott und zur Welt.⁴

«Die Heiligen überraschen, verwirren, weil ihr Leben uns einlädt, aus der ruhigen und betäubenden Mittelmäßigkeit hinauszugehen.»⁵

Im Laufe unserer langen Beschäftigung mit dem Thema haben wir festgestellt: «Heilige» bringen unsere Kirchen nicht mehr auseinander, vielmehr einander näher. Sicherlich bieten Heiligenleben und Heiligenverehrung manches Befremdliche und sorgen für Gesprächsstoff innerhalb der katholischen Kirche und auch zwischen den Kirchen. Vielmehr aber birgt die Beschäftigung mit Menschen, die ihr Leben bewusst vor Gott gelebt haben, Potenzial für das gemeinsame Christ- und Kirchesein: Wir entdecken mehr Gemeinsamkeiten im Glauben und seine Relevanz für Menschen heute. Wir lernen, wie der Glaube Menschen ver-

ändern und in die Tiefe wie auch zu einem mutigen und weltzugewandten Leben führen kann.

Den Bogen zum Heute schlagen will auch der Bildteil «Urban Icons» von Pia Petri Maurer. Für die wertvolle Zusammenarbeit sind wir ihr und Frederik Bugglin, der für die Buchgestaltung verantwortlich ist, sehr dankbar.

⁴ Vgl. hierzu auch Mt 5,31 ff.

⁵ Papst Franziskus, *Gaudete et Exsultate. Apostolisches Schreiben über den Ruf zur Heiligkeit in der Welt von heute*, 19. März 2018, Nr. 138.



Sven BÜCHMEIER

in Frankfurt a. M. aufgewachsen. Studium der Theologie in Reutlingen und Tübingen. Pfarrer der Evangelisch-methodistischen Kirche in Basel.

Lebensbild: Dag Hagmarsköld

«An Dag Hammarskjöld fasziniert mich, wie er christliche Mystik und Weltverantwortung zusammengebracht und in seinem politischen Handeln umgesetzt hat.»



Evelyne GRAF

Theologin MTh, Journalistin BR, evangelisch aufgewachsen, 1977 mit 22 Jahren zur römisch-katholischen Kirche konvertiert, Ökumene wird ein Lebensthema. Seit 1977 Mitglied der internationalen ökumenisch ausgerichteten Fokolar-Bewegung. 1984–1995 Redaktorin der Katholischen Internationalen Presseagentur (KIPA), dabei u. a. Aufbau und Betreuung der «Ökumenischen Informationen» (öki); von 1995–2015 leitende Redaktorin des Pfarreiforums, Pfarrblatt im Bistum St. Gallen, 2015–2019 Redaktorin (60 %-Pensum) des Pfarreiforums, wohnt in St. Gallen.

Lebensbild: Chiara Lubich

«Chiara Lubich lässt mich durch ihr Charisma der Einheit immer neu die Liebe zu Gott und zu den Menschen, die universale Geschwisterlichkeit, entdecken und leben.»



Marie-Louise GUBLER

Dr. theol., aus Zürich. Nach dem Sekundarlehramtstudium (mathematisch-naturwissenschaftliche Richtung) Unterrichtstätigkeit in St. Gallen und Zürich; Studium der Theologie in Fribourg und Zürich, mehrjährige Unterrichtstätigkeit an der Katechetischen Arbeitsstelle Zürich und im Rahmen der Theologiekurse für Laien, bis zur Pensionierung Religionslehrerin am Lehrerinnenseminar Menzingen und Dozentin am katechetischen Institut der Universität Luzern (Neues Testament), an der theologischen Schule Einsiedeln (Einführung in die Theologie). Mehrjähriges Redaktionsmitglied der internationalen pastoraltheologischen Zeitschrift «Diakonia».

Lebensbild: Therese von Lisieux

«An Therese von Lisieux fasziniert mich, wie eine offiziell kanonisierte, von unzähligen Menschen verehrte Heilige einen unerwartet widerständigen Weg ging: sie unterlief die frommen Leitbilder ihrer Zeit, indem sie die befreiende Botschaft der Bibel entdeckte und lebte.»



Martin Ernst HIRZEL

Dr. theol., aufgewachsen in Zürich. Studium der Theologie in Zürich, Tübingen und Basel, ab 1991 Tätigkeiten an der Universität Zürich und als Spitalseelsorger, 2002–2006 Professor für Kirchengeschichte an der Waldenserfakultät in Rom; 2006–2019 Beauftragter für Ökumene und Religionsgemeinschaften beim Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund. Seit 2019 Beauftragter Personalentwicklung Pfarrerschaft bei den Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn.

Lebensbild: Jochen Klepper

«An Jochen Klepper fasziniert mich, wie intensiv er aus der Bibel lebte und Gott als den Autor seiner Lebensgeschichte verstand.»



Pascale RONDEZ

Dr. theol., Pfarrerin in der Zürcher Landeskirche. Promotion im Fachbereich Neues Testament zu den Bildworten Jesu, ausgehend von der interdisziplinären Frage nach «religiöser Erfahrung». Seit 2014 im Gemeindepfarramt auf der Forch in der Kirchgemeinde Maur tätig. Sprachfindung christlichen Glaubens und existentielle Zugänge zu biblischen Texten stehen im Zent-

rum ihrer Arbeit. Redaktionelle Mitarbeit in BART, Magazin für Kunst und Gott.

Lebensbild: Etty Hillesum

«An Etty Hillesum beeindruckt mich, dass sie zeitlebens trotz Not und Bedrohung immer wieder die Liebe zum Massstab ihres Lebens und Tuns werden liess.»



Annemarie SCHOBINGER

geboren in Zürich. Studium an den Universitäten Fribourg und Wien: Geschichte, Latein, Pädagogik, Theologie. Lehrtätigkeit am Gymnasium Heilig-Kreuz in Fribourg, ab 1991 Mitglied des Leitungsteams und von 1997–2006 Rektorin dieses Gymnasiums. Seit 2010 Sekretärin des Generalabtes der Zisterzienser, Pater Mauro Giuseppe Lepori, in Rom.

Lebensbild: Madeleine Delbrêl

«An dieser Frau beeindruckt mich die harmonische, fast <natürliche> Einheit von vorurteilsfreier Offenheit und konsequentem Entscheiden und Handeln, von glühender, mystischer Christusliebe und leidenschaftlicher Solidarität mit den Benachteiligten und unerschrockenem politischen Einsatz.»

Claudia Kohli Reichenbach

Dr. theol. (Mitglied bis 2016)

Abbé Vincent Lafargue

(Mitglied bis 2015)

Impressum**Herausgeberin**

Evangelisch/Römisch-katholische
Gesprächskommission ERGK im Auftrag der
Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz
und der Schweizer Bischofskonferenz.

Auflage

1. Auflage 2020, 400 Exemplare

Buchgestaltung

Frederik Bugglin, Zürich

Bildkonzept/Fotografie

Pia Petri Maurer, Winterthur

Druck

Jordi AG, Belp

Copyright

© 2020 Evangelisch-reformierte
Kirche Schweiz EKS und Schweizer
Bischofskonferenz SBK.

Jede Verwendung dieses Werkes
ist – mit Ausnahme für den rein privaten
Gebrauch – ohne ausdrückliche Genehmi-
gung nicht erlaubt und verstösst gegen das
URG.

Alle Bibelzitate (wenn nicht an-
ders angegeben) nach: Die Bibel. Die Hei-
lige Schrift. Gesamtausgabe, Revidierte Ein-
heitsübersetzung, Stuttgart 2016.

Abdruckgenehmigung

Wir bedanken uns herzlich für die
folgenden Abdruckgenehmigungen:

Der Abdruck der Zitate/des Zitats
von Christine de Boismarmin aus dem Buch
«Madeleine Delbrêl» erfolgt mit freundli-
cher Genehmigung des Verlags Neue Stadt
GmbH (Christine de Boismarmin, Made-
leine Delbrêl, © Verlag Neue Stadt GmbH,

München 1986. Alle Rechte vorbehalten).

Der Abdruck der Zitate/des Zi-
tats von Christian Feldmann aus dem Buch
«Die schwarze Nacht des Glaubens» erfolgt
mit freundlicher Genehmigung des Verlags
Herder GmbH (Christian Feldmann, In:
Die schwarze Nacht des Glaubens, © 1997
Verlag Herder GmbH, Freiburg i. Br. Alle
Rechte vorbehalten).

Der Abdruck der Zitate/des Zitats
von ETTY HILLESUM aus dem Buch «Das
denkende Herz der Baracke» erfolgt mit
freundlicher Genehmigung des Verlags
Herder GmbH (ETTY HILLESUM, In: Das den-
kende Herz der Baracke, © 2015 Verlag Her-
der GmbH, Freiburg i. Br.)

Abbildungsverzeichnis

(S.14) Thérèse de Lisieux, 15. Ap-
ril 1894, Innenhof des Karmel von Lisieux;
Foto: Celine Martin (ref.18A), © Archives du
Carmel de Lisieux (Nr. ref.18A)

(S.26) ETTY HILLESUM, ca. 1939;
Foto: unbekannt; Quelle: https://jck.nl/nl/locatie/joods-historisch-museum?id=abc-media_jhm-foto_40004489

(S.36) Jochen Klepper, 1937, ver-
mutlich in seinem Garten in Berlin-Steg-
litz; Foto: unbekannt (Nr. 00274991), ©
epd-bild/akg-images

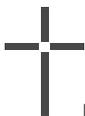
(S.48) Madeleine Delbrêl, 1928,
als Pfadfinderin; Foto: unbekannt; Bear-
beitung: J. Faujour, © Amis de Madeleine
Delbrêl

(S.62) Dag Hammarskjöld,
Foto: unbekannt; Quelle: <http://hd.se/familj/slaktforskning/2007/05/11/paa-vaeg-till-linnefesten/>

(S.68) Chiara Lubich, Datum/Ort:
unbekannt, Foto: unbekannt (Nr. 118084),
© KNA-Bild

Epilog

**Eine Publikation der ERGK im Auftrag der
Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz und
der Schweizer Bischofskonferenz**



Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz
Église évangélique réformée de Suisse
Chiesa evangelica riformata in Svizzera
Baselgia evangelica refurmada da la Svizra



SCHWEIZER BISCHOFSKONFERENZ
CONFÉRENCE DES ÉVÊQUES SUISSES
CONFERENZA DEI VESCOVI SVIZZERI
CONFERENZA DILS UESTGS SVIZZERS